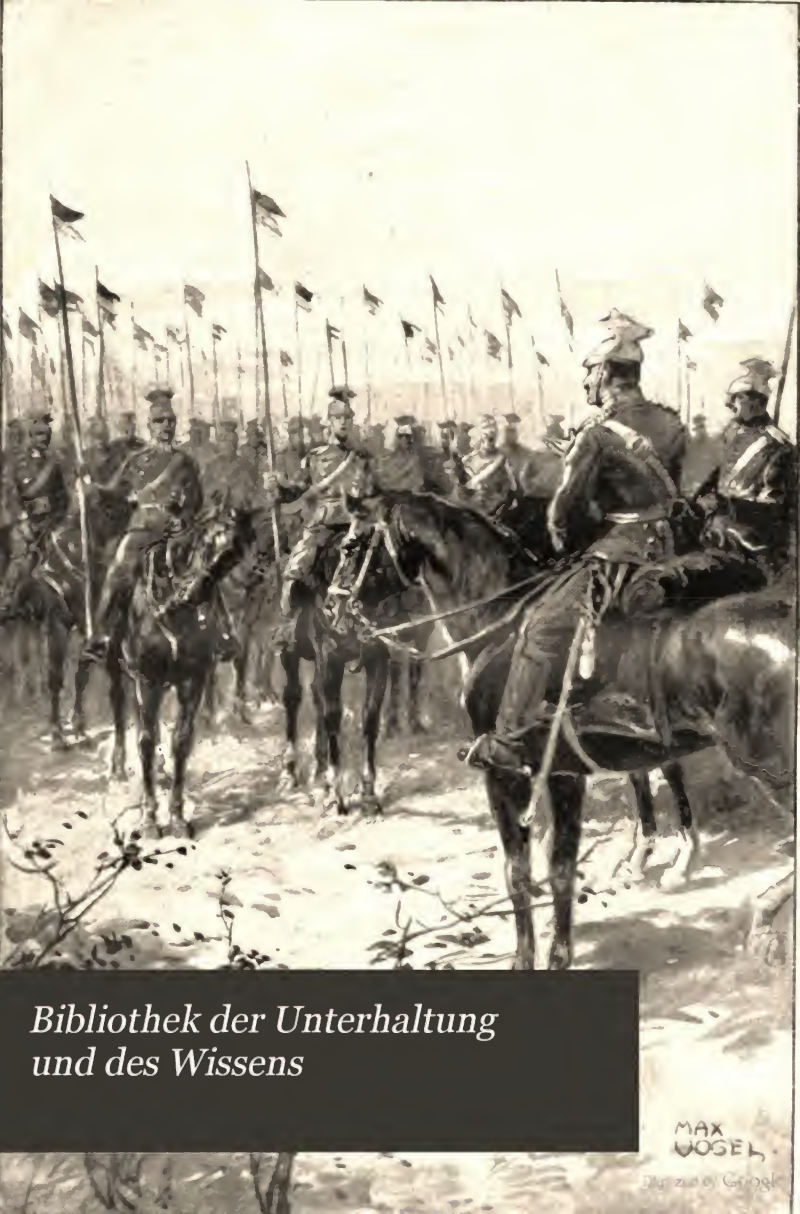


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Eroberung der Luft.

Ein Handbuch der Luftschiffahrt und Flugtechnik.

Nach den neuesten Erfindungen und Erfahrungen gemeinverständlich dargestellt für alt und jung von **Hans Dominik, F. M. Feldhaus,** Hauptmann **Otto Neuschler,** Dr. **A. Stolberg,** Dr. **O. Steffens,** Dr. **Hugo Eckener** und Dipl.-Ing. **A. Stern.** Mit einem Geleitwort des **Grafen Zeppelin.** 2. Auflage.

Mit 360 Abbildungen im Text und einem mehrfarb. Titelbild. Eleg. geb. 6 Mark.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Elektrischer Haarzerstörer!

Etwas Sensationelles bringt das medizinische Warenhaus Dr. Ballowitz & Co., Berlin W. 57, Abt. Hy. B. 1. Lästige Haare mit der Wurzel kann man jetzt selbst beseitigen, indem man den Apparat durch Knopfdruck in Funktion setzt. Durch konzentrierten galv. Strom trocknet die Wurzel ein, das Haar fällt sofort aus und ein Wiederwachsen ist unmöglich. **Hierfür bürgt die Firma und verpflichtet sich andernfalls das Geld zurückzuzahlen.** (Keine Elektrolyse.) Der Preis ist **Mk. 5.50 und Mk. 8.—** gebrauchsfertig (per Nachnahme). Einzige Methode, um Haare für immer zu beseitigen.

Digitized by Google

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für Vorzugsseiten wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" in Berlin SW 61, Blücherstraße 31.

Millionen Menschen

gebrauchen zu ihrem eigenen Wohle

gegen

Kaiser's Brust-Caramellen

Husten

Heiserkeit, Katarrh,
Verschleimung,
Rachen-Katarrh,
Krampf- u. Keuchhusten

Kaiser's Brust-Caramellen mit den „3 Tannen".

6100 not. begl. Zeugnisse von Ärzten und Privaten liefern den besten Beweis für die sichere Wirkung u. allgemeine Beliebtheit.

Kein ähnliches Präparat vermag solche Erfolge aufzuweisen.

Paket 25 Pfg., Dose 50 Pfg., in Österreich Paket 20 u. 40 Heller, Dose 60 Heller zu haben in den Apotheken, Drogerien und besseren Kolonialwarenhandlungen. Wo die millionenfach bewährten **Kaiser's Brust-Caramellen** nicht käuflich sind, wende man sich zur Angabe der nächsten Verkaufsstelle direkt an die Fabriken

in Deutschland Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart,
in Österreich-Ungarn Fr. Kaiser, Bregenz-Vorarlberg,
in der Schweiz Fr. Kaiser, St. Margrethen (Kanton St. Gallen).

Digitized by Google

Flechtenkranke

aller Art wenden sich schriftlich oder mündlich an mich. Erteile gern jedem Rat und Hilfe, um von dem schrecklichen Übel befreit zu werden. Habe selbst 10 lange Jahre an der Flechte gelitten.

Wilh. Kremer, Essen-Ruhr C. N. 116,
Rüttensch. Straße 201.

2000 Witze

Nirgendwo in der ganzen Welt gibt's so viel zu lachen für so wenig Geld. Gegen 70 Pf. in Briefmarken (Nachn. 90 Pf.). Dazu 1 Spiel Boskos Zauberkarten, 1 Buch: Der Kartenkünstler u. hochint. Beilag. **gratis.**

Otto Helemann, Köln 348, Postf. 161.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Erbes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. ◆◆◆◆
Enthält üb. 100 000 Wörter. Amtlich empfohlen! **Preis M. 1.60.**
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Über 300000 im Gebrauche

Haarfärbekamm

(ges. gesch. Marke **„Hoffera“**) färbt graues oder rotes Haar **echt blond, braun od. schwarz.**

Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. **M. 3.—.**

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium **Berlin 75, Koppenstr. 9.**

Ueber 4000 Stück im Gebrauch.

Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit** und **Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück M. 3.—.

Rudolf Hoffers, Apotheker,
Berlin 75, Koppenstr. 9.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Und setzet ihr nicht das Leben ein . . .

Eine Erzählung aus den deutschen Befreiungskriegen. Von **Wilhelm Arminius.** 6.—8. Auflage. Mit einem Titelbild und 28 Textillustrationen von Theodor Rocholl. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Aus dem Inhalt:

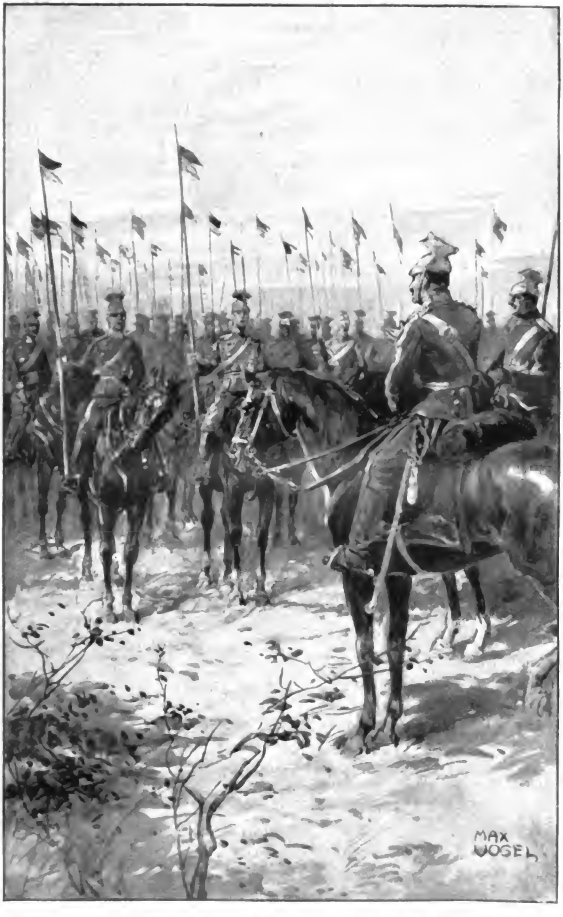
Auf der Ritterakademie. — Die gefährliche Geheimtinte. — Als Kundschafter zu König Jerome. — Schill vor den Toren! — In Petersburg für die Russisch-Deutsche Legion. — Kosakenjagd auf die große Schlange. — Mit zwei Lebendigen durch das Reich des Todes. — Bei York und den Königsbergern. — Nach Breslau als Kriegsfreiwilliger. — Dem Feind entgegen. — In der Hölle von Groß-Görschen usw.

∴ ∴ Zu haben ∴ ∴
in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Bibliothek
der Unterhaltung und des Wissens

Digitized by Google



Zu der Erzählung „Keine Ausnahme!“ von Wilhelm Hille.
(S. 6)
Originalzeichnung von Max Vogel.

Digitized by Google

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1915. Fünfter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ⁘ Berlin ⁘ Leipzig

Digitized by Google

Amerikan. Copyright 1914 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Keine Ausnahme!
Begebenheit aus den Kämpfen um Amiens. Von Wilhelm Hille. Mit Bildern von Max Vogel . . 5

Unter den Schleiern der Zeit
Geschichtlicher Roman von Woldemar Urban. (Fortsetzung) 18

Winter auf Labrador
Von Alexander Cormans. Mit 12 Bildern . . . 90

Der Frauenhof
Erzählung aus großer Zeit. Von Horst Bodemer 107

Zwischen Cattaro und Cetinje
Bilder vom adriatischen Kriegsschauplatz. Von Max Nentwich. Mit 8 Originalaufnahmen des Verfassers 139

Das große Netz
Novelle von Reinhold Ortmann 153

Der Weltkrieg. Drittes Kapitel
Mit 13 Bildern 204

Mannigfaltiges:

Der Ring der Kaiserin Eugenie 224
Ein durch Lokomotiven gesperrter Tunnel. Mit Bild 226
Der „Kalliwalli" 227
Falschmünzerei im großen 228
Belohntes Zutrauen 230
Die deutsche Kriegskost ist am nahrhaftesten . . 231
Ein Soldat aus der alten Schule 231
Die französische Regierung in Bordeaux. Mit Bild 232

Digitized by Google

Seite

Eine merkwürdige Doktorpromotion 232
Der noble Mann 235
Das verunglückte Geburtstagsgeschenk 236
In französischer Gefangenschaft vor zweihundert Jahren 237
Die großen Ochsen 239
In einem kühlen Grunde 239
Auf entgegengesetzten Seiten 240

Digitized by Google

Keine Ausnahme!

Begebenheit aus den Kämpfen um Amiens

Von Wilhelm Hille

Mit Bildern von Max Vogel (Nachdruck verboten)

Hell flammten die ersten Sonnenstrahlen durch die Dünste des Horizontes. Von dem durch heftige Regengüsse erquickten Erdboden stieg noch der Atem der Nacht empor, und wie Trauerflor hingen die Nebelschwaden über den Türmen und Dächern von Amiens.

Alle wußten es, daß nun die entscheidende Stunde gekommen war. Die da drinnen in der Stadt und auf dem südlichen Ufer der Somme rasten vor Begier, den fremden Eindringling zu vernichten. Die Wucht der Tatsachen hatte das amtliche Lügengewebe zerrissen. Schon ahnten die Klügeren, was Frankreich drohte. Aber noch konnten sie sterben für ihr schönes Vaterland, und das wollten sie. Aber vor dem Sterben wollten auch sie töten und in Stücke reißen.

Draußen aber und am Nordufer der Somme herrschte der unwiderstehliche Wille zum Siege. Da waren die Helden, die eine große, modern ausgebaute Festung im Sturm überrannt hatten, die es nicht anders wußten, als daß deutsche Waffen sie unaufhaltsam weiterführen mußten bis ins Herz Frankreichs.

Vor der Front seines Ulanenregiments hielt der Oberst v. Eichler mit seinem Adjutanten und sah sich die Leute an. Das war einer von denen, die sich nichts daraus machen, in die Hölle zu reiten, um, wie ein Kraftausdruck lautet, dem Teufel in die Suppe zu spucken. Sein Regiment war es gewesen, das mit drei anderen mitten zwischen dem Feuer der noch unbezwungenen Forts hindurch in Lüttich eingedrungen

Digitized by Google

war. Auf seiner Brust glänzte das Eiserne Kreuz. Die von den buschigen Brauen beschatteten scharfen Augen glitten prüfend über die Reihen, und wen der Blick traf, dem ging er bis ins Innerste. Sie wußten es, der „Alte" sah alles. Ihm entging nichts, und er strafte hart. Aber doch liebten sie ihn. Denn streng wie er gegen andere war, war er auch gegen sich selbst. Und alle, vom gemeinen Manne bis zum Eskadronchef, maß er mit demselben Maße.

Der Oberst ritt an die dritte Schwadron heran.

„Die beiden Freiwilligen vor!" befahl er.

Heinz und Paul v. Eichler waren seine Söhne, seine beiden einzigen. Als der Krieg ausbrach, hatten sie sich von ihrem Vater die Erlaubnis erbeten, als Freiwillige in das Regiment eintreten zu dürfen. Obgleich sie noch halbe Knaben waren — Heinz zählte achtzehn und Paul siebzehn Jahre —, hatte der Oberst ihren Wunsch erfüllt und sie einreihen lassen. In dem kleinen Garnisonstädtchen hatten sie ihre militärische Ausbildung erhalten, die man ihnen noch um eine Woche abgekürzt hatte; waren sie doch schon von früher Jugend an unter der Fuchtel des gestrengen Vaters im Reiten wohl geübt worden. Vorgestern erst waren sie zu ihrem Truppenteil gekommen.

Leider erst vorgestern!

Denn das war der erste große Schmerz ihres jungen Lebens gewesen, wie die Nachricht vom Falle Lüttichs kam, von ihrem Regiment miterobert, und sie waren nicht mit dabei gewesen!

Wie mit ihren Gäulen verwachsen, hielten sie vor dem Regimentschef*).

Dem Vater schwoll das Herz vor freudigem Stolz,

*) Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

als er sie musterte. Das waren ja Prachtkerle in ihren neuen, schmucken Uniformen, die die wohlgebauten jungen Glieder so eng umschlossen, mit ihrer gesunden, tiefbraunen Gesichtsfarbe und den vor Kampflust blitzenden Augen, die ihn fest anschauten.

Er reichte ihnen die Hand. „Nun, Jungens, heute geht's los," sagte er. „Ich hoffe, ihr werdet mir Ehre machen. Ihr erinnert euch doch an die Bedingung, unter der ich euch den Eintritt ins Regiment gestattete? Die Bedingung war, daß mit euch keine Ausnahme gemacht würde."

„Jawohl!" antworteten beide wie aus einem Munde.

„Gut. Man wird die dritte Schwadron nicht um deswillen schonen, weil die Söhne des Regimentskommandeurs bei ihr stehen. Es ist eure erste Schlacht heute. Trotzdem erwarte ich von euch, daß ihr hinter den alten Leuten nicht zurücksteht. — Noch eines: Wenn ihr irgend eine Bestimmung zu treffen habt, so schreibt es in euer Notizbuch. Im Falle eures Todes wird das ausgeführt. — So, und nun Gott befohlen, Kinder!"

Dann nahm der Oberst die Meldungen der Rittmeister entgegen.

* * *

Seit drei Stunden tobte der Kampf auf der ganzen Linie. In weitem, nur nach Norden zu offenem Bogen standen die Rothosen hinter den Ufern der Somme, um das unbefestigte Amiens nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen. Ihre Batterien beherrschten das Tal der Luce, eines schmalen Baches, der oberhalb der Stadt in die Somme einmündet. Am linken Flügel aber wimmelte es von fremdartigen Gestalten, groß und stark gebaut, mit entblößten Knien und kurzen,

Digitized by Google

karierten Röckchen. An zwanzigtausend Mann stark hielten sie mit Infanterie und Artillerie die Hochfläche von Gentelles besetzt, von wo aus man die Stadt bestreichen konnte. Es mußte wohl ein besonderer Reiz von diesen fremdartigen Gestalten ausgehen, denn wo die deutschen Truppen sie zu sehen bekamen, ging es wie ein zorniges Gebrüll durch ihre Reihen: „Da sind sie wieder! Die Engländer!“

Die Führer mußten die Leute mit Gewalt zurückhalten, die gar zu gern ein deutsches Wort mit den lieben Vettern von jenseits des Kanals gesprochen hätten.

Auf der Landstraße nach Moreuil hielt der Divisionsgeneral mit seinem Stabe. Den Helm in die Stirn gedrückt, den Feldstecher vor den Augen, saß er unbeweglich im Sattel, ein Bild körperlicher und seelischer Ruhe. Über ihm, in der dumpfen, warmen Luft, hörte man das seltsame Geräusch schwirrender Granaten. Ab und zu, wenn eines der mächtigen Geschosse in größerer Nähe explodierte, sah er mit einem zerstreuten, ärgerlichen Blick auf, um sich sogleich wieder in seine ihn mehr fesselnden Beobachtungen zu vertiefen.

Plötzlich ließ er mit einer zornigen Bewegung den Feldstecher fahren.

„Da haben wir's! Geht genau wieder wie bei St. Quentin. Wie verrückt werden die Leute, sobald sie den Briten zu riechen bekommen. — Lieber Bernewitz, reiten Sie sofort zum Oberst v. Eichler dort drüben und sagen sie ihm, daß er sein Regiment zurückziehen soll. Es ist Wahnsinn, den Lucebach nehmen zu wollen, ehe die Batterien zum Schweigen gebracht sind. Wenn er so weiter macht, wird er abgeschnitten. Sagen Sie ihm das, Bernewitz, und fügen Sie hinzu, daß ich ihm gegenwärtig keine Verstärkung schicken kann.“

Digitized by Google

Der Adjutant, Major v. Bernewitz, sprengte davon, und der Divisionär griff wieder zu seinem Feldstecher. —

„Was, ich soll mich zurückziehen? Wo ich gerade im besten Zuge bin und schon über dreihundert Engländer gefangen habe?“ schrie der Oberst v. Eichler wütend, als der Adjutant ihm den Auftrag mitteilte.

„Befehl, Herr Oberst. Ich bin dazu da, Ihnen Befehle zu überbringen, nicht, um Betrachtungen über ihre Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit anzustellen.“

Digitized by Google

„Sie sehen, meine Herren," wandte sich der Oberst, knallrot vor Zorn, an den Regimentsstab, „daß es nicht an mir liegt, wenn Sie heute nicht alle das Eiserne Kreuz erhalten. Hätte der Chef mich gewähren lassen, so hätte ich allein diese miserablen Burschen zusammengehauen, während so —"

Dann wendete er sich mit Donnerstimme an das Regiment.

„Kinder, ihr wißt, daß ich kein Marschall Rückwärts bin. Es gibt aber ein Wort, das für den Soldaten wichtiger ist als alles andere, nämlich das Wort Gehorchen. Wir haben Befehl bekommen, uns zurückzuziehen. Also, wenn's auch bloß elende Engländer —"

Ein ohrbetäubendes Krachen, das hinter ihm erscholl, verschlang den Rest seiner kriegerischen Ansprache. Erschrocken riß der alte Haudegen sein schnaubendes Pferd herum und sah, wie es auf den Hügeln an seiner rechten Flanke, die er im sicheren Besitz der Seinen gewähnt hatte, aufflammte von schwerem Artilleriefeuer. Gleich darauf fiel eine Granate dicht neben sein Pferd, glücklicherweise ohne zu platzen.

„Das ändert freilich die Sache," murmelte er. „Der Divisionär ist doch klüger als wir alle. — Wie stark schätzen Sie das Feuer da oben, Herr v. Roeren?" wandte er sich an den Regimentsadjutanten.

„Mindestens drei Batterien. Ich fürchte, wir sind schon abgeschnitten. Das Regiment kommt durch die Feuerzone nicht mehr durch."

„Wir müssen! Vorwärts, was die Gäule laufen können! Was liegt, bleibt liegen!"

Die Kolonne setzte sich in Bewegung. Es war ein prächtiger Anblick, diese stolzen Reitergeschwader mit den in der Sonne funkelnden Lanzen, diese Tausende von Pferdehufen, die dröhnend den Boden schlugen.

Digitized by Google

Aber noch hatten die Tapferen keine achthundert Meter zurückgelegt, da rauschte der eiserne Regen heran. Reihenweise niedergemäht, in Stücke gerissen, wälzten sich Roß und Reiter in wirrem Knäuel am Boden. Ein Granatsplitter riß dem Adjutanten die untere Kinnlade weg, so daß er sterbend vom Pferde sank.

„Zurück – zurück!“ brüllte der Oberst. Wie durch ein Wunder war er nur wenig verletzt. An seinem purpurroten Gesicht klebten Schweiß und Blut.

„Die Satane haben uns wahrhaftig abgeschnitten,“ schrie er den Offizieren zu. „Es bleibt uns nichts anderes übrig, als gegen die Batterien anzureiten, um sie zum Schweigen zu bringen.“

Der Rittmeister Lill, der die dritte Schwadron befehligte, schüttelte den Kopf. „Der Versuch dürfte schlimm enden. Die Leute, die glücklich durch das Infanteriefeuer hindurchkommen, sind nach wie vor abgeschnitten und fallen der feindlichen Kavallerie zum Opfer, die nicht versäumen wird, zum Schutze der Batterien einzugreifen.“

„Sie wollen mir hoffentlich nicht vorschlagen, mich hier mit meinem Regimente gefangen nehmen zu lassen,“ schnaubte der Oberst.

„Das freilich nicht, wohl aber, eine Schwadron zu opfern, um das Regiment zu retten.“

„Wieso?“

„Die Schwadron wird allein den Angriff auf die Batterien unternehmen. Wenn es nur zwanzig oder dreißig Leuten gelingt, mit heiler Haut an die Geschütze heranzukommen, so werden diese zwanzig oder dreißig Mann so viele von den Bedienungsmannschaften niederhauen können, daß das Feuer der Geschütze für einige Minuten nachläßt. Diese Minuten benützt das Regi-

Digitized by Google

ment, um die Feuerzone zu passieren. Die Schwadron natürlich ist verloren."

„Und welche Schwadron wird sich opfern?"

„Die meinige, Herr Oberst. Die dritte Schwadron wird stolz darauf sein, für das Regiment sterben zu dürfen."

Oberst v. Eichler erbleichte. Wie eine Wolke zog

es vor seinen Augen vorüber, und in dieser Wolke sah er zwei Jünglinge, deren Augen vor Freude geleuchtet hatten, als sie als Freiwillige in die dritte Schwadron eintreten durften, und er sah eine blasse, stille Frau, die weinend ihre Söhne umarmt hatte, als es ans Abschiednehmen ging.

„Ihr Plan ist gut, Herr Rittmeister," sagte er mit einer Stimme, der er vergebens die gewohnte Festigkeit zu geben versuchte. „Aber warum gerade Ihre Schwadron?"

„Weil sie dem Feinde am nächsten steht und also

Digitized by Google

die größte Aussicht hat, bis dicht an ihn heranzukommen, ehe sie niedergeknallt ist."

„Das ist richtig. Ich genehmige also Ihren Plan." Er reichte dem Rittmeister Lill die Hand. „Ich danke Ihnen im Namen des Vaterlandes, Herr Rittmeister. Und — und bringen Sie den Freiwilligen Heinz und Paul v. Eichler meinen Gruß."

„Haben Sie keinen Auftrag, mit dem ich die beiden Freiwilligen zu Ihnen senden kann?"

Ein kurzer Augenblick des Zauderns kam über den abgehärteten Kommandeur. Konnte das Vaterland wirklich verlangen, daß ein Vater seinen eigenen Kindern das Todesurteil sprach? Hatte er nicht als Oberst das Recht, sich wenigstens einen seiner Söhne zu retten? Dann aber erinnerte er sich daran, daß er erst vorgestern gesagt hatte, daß mit niemandem eine Ausnahme gemacht werde, auch mit ihnen nicht.

„Nein," sagte er schroff. „Meine Söhne haben nichts voraus. — Und nun beeilen Sie sich, Herr Rittmeister, damit die dritte Schwadron sich nicht vergebens opfert. Da vorn fallen schon wieder die Granaten in meine Leute."

Mit ernstem Blicke grüßten sich die beiden Männer, von denen der eine sich selbst und der andere mehr als sich selbst dem Vaterlande darbrachte.

* * *

Tief unten im Tale des Lucebaches, um dessen Besitz sie so wild gestritten hatten, liegt das Dörflein Épine. Wüst und traurig sah es aus in den früher so blühenden Gehöften; da war keines, das nicht mit halb zusammengestürzten Mauern oder großen Löchern in den Wänden Zeugnis von dem Kampfe ablegte.

Digitized by Google

Nur die Kirche hatten Freund und Feind verschont, denn sie trug die Flagge des Roten Kreuzes.

Im Mittelschiffe lagen die Verwundeten auf grauen Matratzen, einer dicht neben dem anderen. In der geräumigen Sakristei operierten die Ärzte. Still, fast geschäftsmäßig, versahen sie ihr düsteres und doch so heilsames Amt, legten Notverbände an und forschten mit tiefeindringenden Sonden nach dem Sitze verderblicher Kugeln. Das Stöhnen und Wimmern der Leidenden übertäubte das Gemurmel der Pflegerinnen. Der dumpfe Geruch von Blut, Chloroform und Karbol lagerte über dem Orte des Schreckens.

Neben dem Kirchlein befand sich der Schuppen für die Feuerwehr des Ortes. Dorthin schaffte man die Toten. Da lagen sie nebeneinander auf der kalten Erde, Offiziere und Gemeine durcheinander. Alle hatten ihre Erkennungsmarken auf der Brust. Zwischen den Reihen waren schmale Wege freigelassen. Vor der Tür des Schuppens stand ein Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr. —

An dem Lager eines Verwundeten, der eben aus tiefer Narkose erwacht war, stand der Oberst v. Eichler. Der starke Mann hatte Tränen in den Augen, aber er lächelte, als ihn sein Sohn verwundert anschaute.

„Nun ja, Heinz, wer soll's denn sonst sein als ich? Hast ja böse was weggekriegt — gleich in deiner ersten Schlacht."

„Sie haben mir den Fuß abgenommen, Vater."

„Ich weiß — ich weiß. Laß dich's nicht grämen. Geschah fürs Vaterland. Ich konnte doch um euretwillen keine Ausnahme machen."

„Was ist mit Paul? Ich sah ihn dicht neben mir fallen."

Der Alte wandte sich ab.

Digitized by Google

Der junge Mann schauderte zusammen.

Eine Weile schwiegen beide. Dann fragte Heinz aufs neue: „Und der Rittmeister?“

„Auch tot. Von der ganzen Schwadron kaum zwanzig Mann übriggeblieben. Aber ihr habt das Regiment gerettet.“

„Haben wir die Engländer geschlagen?“

Digitized by Google

„Selbstverständlich. Rissen aus wie Schafleder. Habe noch nie Menschen so schnell laufen sehen. Schade, daß du nicht alles hast mitansehen können."

„Wir haben also die Schlacht gewonnen?"

Der Oberst nickte. „Ganz leicht war's nicht. Der Franzose ist doch ein besserer Kerl als der Engländer. Wehrten sich verzweifelt. Hat ihnen freilich nichts genützt. Amiens gehört uns. Doch jetzt mußt du schlafen, damit du in einigen Tagen so weit bist, daß wir dich nach Hause schaffen können. Du hast da bessere Pflege als hier. Morgen wollen wir weiter plaudern. Dann bringe ich dir auch etwas mit, worüber du dich freuen wirst."

Der Sohn heftete einen fragenden Blick auf den Vater.

„Nun ja, der Generaloberst v. Kluck hat sich die Namen der von der dritten Schwadron Übriggebliebenen aufschreiben lassen. Was das bedeutet, wirst du dir wohl denken können."

„O Vater!" rief der Jüngling, ganz rot vor Freude. Der Oberst küßte seinen Sohn, jetzt seinen Einzigen, auf die bleiche Stirn und verließ das Lazarett.

Dann begab er sich in den Schuppen. Der Wachposten führte ihn hin nach der Leiche und ließ ihn allein.

Als der Oberst den Schuppen wieder verließ, waren seine Augen gerötet, aber seine Haltung war fest und aufrecht. Sein neuer Adjutant trat auf ihn zu.

„Befehlen der Herr Oberst, daß ich Ihre Frau Gemahlin schonend vorbereite?"

„Nein," erwiderte der Oberst. „Meine Frau bedarf dessen nicht. Jede deutsche Mutter, die ihr Kind in

Digitized by Google

den Krieg ſchickt, muß darauf vorbereitet ſein, daß ſie es nicht wiederſieht. Telegraphieren Sie einfach, daß Paul gefallen und Heinz verwundet iſt. Sie können noch hinzufügen, daß Heinz das Eiſerne Kreuz bekommt. — So, und nun laſſe ich die Herren Rittmeiſter bitten, mir ihre Meldungen zu machen."

Digitized by Google

Unter den Schleiern der Zeit

Geschichtlicher Roman von Woldemar Urban

(Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Aina Sahel sah Bursas hilflos an. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Rette mich!“ rief sie in höchster Angst. „Denke an das Versprechen, das du meinem Vater gegeben. Jetzt ist die Zeit, es zu erfüllen. Denke an die Götter unserer Heimat, denke an die Heimat selbst! Aber rette mich jetzt. Es ist mein Tod, Bursas, wenn sie mich fortführen. Du weißt es. Denke an Baal-Moloch, den Herrn der Welt, an Melkart, den König der Städte — rette mich, Bursas, rette mich! Mein Vater ist mächtig, du weißt es. Er wird dich lohnen wie ein König, aber rette mich, rette mich vor dem schrecklichsten Tode!“

Und er stand vor dem armen Kinde, das die Hände in seiner Todesangst rang, dem die Tränen dick und schwer aus den Augen fielen, das sich zitternd und schutzsuchend an ihn klammerte — er stand machtlos, ohnmächtig da, ein Sklave! Er konnte für sie sterben, er konnte sich zu ihren Füßen töten lassen, aber wem zum Nutzen? Wurde das Schicksal Aina Sahels durch seinen Tod auch nur um Haaresbreite anders?

Man sah, wie seine mächtige Brust sich hob und senkte, wie er rang um einen Gedanken, um einen Plan zur Rettung — — nichts, nichts fand er. Es war zu spät, alles war verloren. Stimmen hallten herauf, Waffengeklirr kam näher und näher. Ohne Zweifel war den Soldaten unten die Zeit zu lang geworden, und man kam, sie zu holen.

„Höre, was ich tun kann, Herrin,“ flüsterte Bursas hastig. „Sofort suche ich Djedaida auf. Sie muß mit ihrem Schwiegersohn Peleidas reden und alles zur Flucht vorbereiten. Dann hole ich dich, wenn möglich,

Digitized by Google

noch heute nacht. Djedaida bringt dir das weitere. Gib mir deinen Schmuck. Er nützt dir dort nichts und wird mir helfen, die Flucht zu ermöglichen. Schnell!"

Sie streifte die Armspangen ab und riß die Halskette herunter. Sie wollte auch die Fußspangen lösen, aber es war schon zu spät. Syrtin erschien mit Soldaten auf der Terrasse.

„Was soll das heißen?" fuhr er auf. „Hat man dem braunen Gesindel noch nicht Zucht und Ordnung beigebracht? — Da steht sie, Melides. Ich übergebe sie dir und wünsche, daß sie dir weniger Schererei macht als mir."

Melides zuckte nur verächtlich mit den Schultern und nahm aus seinem Gürtel eine ledergeflochtene kurze Peitsche, wie man sie bei den Tierbändigern sah. „Laß mich nur machen," sagte er obenhin, „ich kenne meinen Befehl." Dann trat er hart vor Aina Sahel hin, die zitternd und furchtsam dastand. „Kennst du das? — Vorwärts jetzt!" rief er drohend und hob die Peitsche.

In diesem Augenblick fuhr das Äffchen, mit dem Aina Sahel vorher gespielt, mit einem Sprunge in die Höhe und biß zornig dem Melides in die Hand. Melides schlug wie besessen mit seiner Geißel um sich, einer der Soldaten spießte den Affen mit seiner Lanze auf und warf das arme Tierchen in einen Winkel. Aina Sahel, die, von einem Peitschenhieb getroffen, heftig blutete, suchte sich laut weinend hinter Bursas zu verbergen, ein Soldat zerrte sie an den Haaren wieder hervor, Bursas wurde zu Boden geschlagen, hageldicht fielen die unbarmherzigsten Schläge.

„Bindet sie!" befahl Melides, noch atemlos von Aufregung und Anstrengung. Auch er blutete und

Digitized by Google

hatte sich mit seiner blutenden Hand Gesicht und Lederkoller besudelt, was schlimmer aussah, als es war.

Aina Sahel lag am Boden. Ihre Augen standen offen und waren wie erstarrt und fassungslos von den Schreckensszenen, die über sie hinweggebraust. Ihre Tunika war von der Schulter herab zerrissen, ihr Haar zerzaust, auf der linken Achsel hatte sie eine breite, stark blutende Wunde, ihr Rücken war voller Schwielen und Wunden. Sie war offenbar bewußtlos, vor Furcht und Wut erstarrt — und das war vielleicht gut für sie.

Die Soldaten versuchten zunächst sie aufzurichten, und da das nicht ging, banden sie der bewußtlos Daliegenden die Hände auf den Rücken und die Füße zusammen. Dann wurde sie einem rothaarigen, breitschultrigen Soldaten auf den Rücken geworfen. Der lachte und warf die leichte Last hin und her.

So zog der Trupp ab nach dem Hause der Helena. Der Befehl des Fürsten Antigonos war ausgeführt.

— — — — — — — — — — — — —

Als Aina Sahel wieder zu sich kam, lag sie in einem dunklen Raum; er erhielt sein schwaches Licht von einem runden Loch, das weit über Mannshöhe in der Mauer angebracht war. Einige Decken waren über ein niederes eisernes Gestell geworfen, auf dem sie lag. Vor ihr stand auf ebener Erde eine Schüssel, in der sich etwas Brot, einige Früchte und ein kleiner Krug mit Wein befand. Der Eingang war so niedrig, daß der als Wache davorstehende Nubier nur gebückt durchgehen konnte. Eine Tür war nicht vorhanden, sondern nur ein dunkler Vorhang.

Die junge Fürstin stöhnte vor Schmerz, den ihr die Wunden auf Brust und Rücken verursachten. Ein brennender Durst quälte sie, aber der Wein, der vor ihr stand, widerte sie an. Sie hatte nie Wein trinken

Digitized by Google

können und konnte es auch jetzt nicht. So nahm sie die Früchte, die man ihr hingesetzt.

„Wo bin ich?“ fragte sie nach einer Weile den Mann, der am Eingang stand.

Es war ein hünenhafter Mensch mit groben Zügen und aufgeworfenen Lippen, dunkelbrauner, fast schwarzer Hautfarbe. „Du bist im Hause unserer Herrin Helena,“ antwortete er.

„Darf ich hinausgehen?“

„Nein.“

„Oder wenigstens einmal sehen, wo ich bin.“

Er sah sie unschlüssig an und wußte offenbar nicht, was er antworten sollte.

„Ja!“ sagte er nach einer kleinen Pause.

Trotz der großen Schmerzen, die ihr jede Bewegung verursachte, erhob sich Aina Sahel. Ein natürlicher Instinkt zwang sie, sich zu überzeugen, wo sie war. Sie ging durch den kleinen Raum, schob den Vorhang etwas zurück und sah hinaus. Vor dem Raum befand sich ein gepflasterter Gang, gegenüber eine Mauer von etwa doppelter Mannshöhe. Oben auf der Mauer standen in gewissen Abständen kleine Marmorfiguren und dazwischen hindurch spielten die Zweige einiger Palmen und Zypressen. Also da oben war ein Garten oder eine Terrasse, während Aina Sahel selbst sich offenbar in einem halb unterirdischen Raume befand. Sie bog sich noch etwas weiter vor. Es mußte doch eine Treppe oder irgendein Aufgang da sein, auf dem man ins Freie gelangte.

Aber da packte sie der Soldat am Arme und warf sie unsanft auf ihr Lager zurück.

Da lag sie nun elend, krank, schwach, zu einem Leben verdammt, das nur Qualen bot, fern von aller Freude, von Luft und Licht, einsam, ohne Freund und

Digitized by Google

Freundin, ohne jede Hilfe, feindseligen, grausamen Menschen überlassen, die ihr nur Furcht und Schrecken einflößten.

Was hatte sie getan? Sie hatte ihrem Herzen freien Lauf gelassen, hatte geliebt und ihrer Liebe Ausdruck verliehen. Das war ihr Verbrechen.

So keimte nun der Haß im Herzen Aina Sahels. Sie, die gewohnt gewesen war, auf den Höhen der Menschheit zu wandeln, sich schrankenlos ihren Regungen hinzugeben, frei und unbehindert zu genießen, was die Welt dem Menschen zu bieten imstande war, sie sah sich jetzt dem Unglück preisgegeben, der Verfolgung, dem Haß, der Grausamkeit, der Schande und Entehrung, verschärft durch die Erinnerung an ihre glückliche Zeit. Das war auch ein Tropfen Gift, der in ihre Seele fiel, nur nicht durch eigene Schuld, sondern durch die Schuld anderer. Haß brachte Haß, bei ihr wie bei jedermann, Verachtung Verachtung, Verbrechen Verbrechen.

Sie wußte nicht, wie lange sie sich schon in dieser Weise mit ihrer traurigen Lage beschäftigt, als sie plötzlich Stimmen auf dem Gang draußen hörte und gleich darauf sah, wie der Vorhang beiseite geschoben wurde. Mehrere Soldaten traten in den Raum, mit Lanzen und kurzen Schwertern bewaffnet. Auch Melides, der die Hand in einer Binde trug, war unter ihnen. Darauf folgten zwei Frauen — eine alte, die wie ein Reibeisen im Gesicht aussah und wahre Luchsaugen im Kopfe hatte, mit denen sie alle Winkel des elenden Gelasses durchfuhr, und eine hoch aufgerichtete, junge, schöne Frau in vornehmer, langwallender weißer Kleidung, ein kostbares gelbes Diadem in dem prachtvollen braunen Haar.

Aina Sahel hatte die Tochter des Oberpriesters

Digitized by Google

Tellias noch nie gesehen, aber als jetzt die junge, schöne Frau vor ihr stand, war sie sofort davon überzeugt, daß das Helena sein müßte. Ihre erste Regung war, sich vor ihrer neuen Gebieterin auf die Knie zu werfen und sie um Gnade und Barmherzigkeit zu bitten. Aber als sie dann in die stolzen, spöttischen Züge Helenas sah, verging ihr jede Hoffnung, und sie blieb auf ihrem Lager seufzend liegen. Gerade diese Frau, die einzige, die ihr helfen konnte, war ja ihre erbitterte Feindin.

„Das ist sie also, Charis?“ fragte Helena und sah Aina Sahel verächtlich an.

Melides packte die Liegende rauh am Arm. „Steh auf, du!“ sagte er, „du stehst vor der Herrin.“

Aina Sahel erhob sich. Elend, mit niedergeschlagenen Augen stand sie vor Helena — ein Bild des Mitleids und Erbarmens.

„Nun, meine wilde Taube,“ rief die alte Charis höhnisch, „wie steht es nun?“

Aina Sahel fühlte den spitzen Stachel wohl, der in den Worten der Charis lag. So hatte sie Antigonos oft genannt, und als sie jetzt wieder diese Worte hörte, krampften sich ihre kleinen Hände zusammen, und es war ihr einen Augenblick, als müsse sie die alte Hexe erwürgen für diese Entweihung jener Koseworte. Aber nur einen Augenblick. Dann sank sie wieder stöhnend zusammen. Wohin war sie gekommen? Jeder Sklave durfte ungestraft seinen Spott mit ihr treiben, sie beleidigen, sie peinigen, um ein befriedigtes Lächeln der Herrin zu erhaschen.

„Götter, wie schmutzig, wie häßlich sieht sie aus, Charis!“ fuhr Helena selbstgefällig fort.

„Habe ich dir's nicht gesagt, Herrin?“

„Und das soll der herrliche Antigonos geliebt haben? Ich glaube es nicht. Nein — nein! Es lohnte wahr-

Digitized by Google

haftig nicht der Mühe, sie zu lieben," sagte Helena geringschätzig. „Kommt, laßt uns weiter gehen. Pfui!"

Aber in der Tür wandte sie sich noch einmal an die Wache und sagte scharf und befehlerisch: „Daß du mir gut aufpaßt! Dein Kopf haftet für den ihren."

Dann war Aina Sahel wieder mit ihrem Wächter allein. Sie war kaum eines Gedankens fähig vor Scham und Elend. War das der Tod, der sie beschlich? Heiße, schwere Tropfen rollten ihr über die Wangen — die ersten Tränen in ihrer neuen Lage.

Dann fiel sie wimmernd und weinend auf ihr Lager.

Fünftes Kapitel.

Die Sonne tauchte ins Meer, um — wie die Sage in Akragas lautete — von dem großen Fisch verschlungen zu werden, der sie während der Nacht nach dem anderen Weltende trug, wo sie wieder in neuer Herrlichkeit aufging.

Die kurze Dämmerung trat mit magischem Farbenzauber ein. Das ganze westliche Meer erschien wie flüssiges Gold, durchzogen mit glutroten und violetten Wellchen, während weit im Osten schon die Schatten der kommenden Nacht sichtbar wurden. Zuerst hüllten sie die am westlichen Vorgebirge liegende niedere Hafenstadt von Akragas in dämmerndes Dunkel, während der kristallklare Himmel noch im tiefsten Purpurrot strahlte. Aber rasch verlöschten die Farben, siegreich drang die Nacht immer weiter vor — noch eine kleine Spanne Zeit, und sie würde das Gesicht der Erde mit ihren Schleiern verdecken.

Vor dem Palast der Helena stand die alte Djedaida mit ihrer Tochter Daira, einer jungen, hübschen und

Digitized by Google

natürlich auch etwas eitlen Frau, die, in schreiende Farben gekleidet und mit reichem Schmuck an Füßen und Armen, die glänzend schwarzen Haare zierlich mit weißen Seidenbändern durchflochten, recht nett und sauber aussah. Nur ein Wahnsinniger konnte auf die Vermutung verfallen, daß die alte Djedaida und die junge appetitliche Daira Mutter und Tochter waren. Das heiße Klima von Akragas, die Lebensweise und die Leidenschaftlichkeit spielten den Frauen dort unten eben übel mit.

Die beiden standen in einer dunkeln Ecke und flüsterten verstohlen, aber sehr heftig miteinander.

„Stelle dich nicht dumm, Daira," sagte die Alte zu ihrer Tochter, „das bitte ich mir aus. Was ist denn weiter dabei? Du tust ein bißchen schön mit den Burschen, lockst sie auf die Seite, damit ich ungesehen ins Haus kann. Das wird dir doch nicht schwer fallen!"

„Mein Mann schlägt mich tot, Mutter, wenn er das erfährt," warf Daira ein.

„Er wird dich nicht totschlagen, denn er wird nichts erfahren. Und wenn auch — du tust doch nichts Böses! Was sollte denn aus uns Armen und Ärmsten in der Welt werden, wenn die List eine Sünde wäre? Gehe nur. Sobald ich im Haus bin, drehst du dich einfach um und läßt die Esel stehen. Vorwärts — es wird schon dunkel!"

Damit gab Djedaida ihrer Tochter einen kleinen, aufmunternden Stoß, und Daira entfernte sich lachend in der Richtung des Palastes der Helena, unter dessen doppelter Säulenhalle drei Soldaten Wache hielten. Die Straße lag ziemlich still, weil die meisten der Einwohner noch im Theater saßen, wo zur Feier der neuen Fürstenwahl die Zauberer, die Feuerfresser, die Ringer und Tierkämpfer die Schaulust des Volkes zu

Digitized by Google

befriedigen suchten — natürlich auf Kosten des Antigonos, der die Spiele bezahlen mußte, während die Bürger frei ins Theater gingen. Man hörte von Zeit zu Zeit das Beifallsgeschrei in der Arena, das laut und tosend über die ganze Stadt hinklang.

Daira war ein schlaues, verschlagenes Ding und machte der Anleitung ihrer Mutter alle Ehre. Leicht sich in den Hüften wiegend, tänzelte sie an die Soldaten heran. Sie lächelte und nickte ihnen zu und lächelte wieder — sie hatte wunderhübsche, gesunde Zähne. Ihre Mutter hätte vermutlich mit ihren beiden langen Stockzähnen acht Tage lang lächeln können, ohne die Soldaten auch nur zwei Schritte vorwärts zu bringen. Das war bei Daira anders. Ihr roter Mund, die lebhaften, lustig blickenden Augen verfehlten ihre Wirkung nicht.

„He!" klang es von den Soldaten her. „He, Jungferchen, wohin? Wohin?"

Djedaida paßte in ihrer Ecke scharf auf und sah trotz der beginnenden Dunkelheit jede Bewegung der Wache. Die Alte hatte jedenfalls eine beträchtliche Menschenkenntnis und wußte wohl, welch verheerende Wirkung ein winkendes Abenteuer auf den Verstand junger Männer ausübt. Kaum hatte sich die Wache einige Schritte von ihrem Posten entfernt, so lief Djedaida an den Häusern entlang auf die Säulenhalle zu. Daira bog eben um die entgegengesetzte Ecke, die Soldaten sahen nach ihr — im Nu huschte ihre Mutter hinter den Säulen vorbei ins Haus. Der Eingang lag schon im Finstern. In einer Nische blieb Djedaida einen Augenblick hinter einem Götterbild stehen und nahm aus ihrem Kleid eine kleine Tonbüchse, in der sich ein lebhaft rot glänzendes, wie glühendes Präparat, vielleicht eine Phosphorlösung,

Digitized by Google

befand. Damit bestrich sie langsam und vorsichtig die oberen Lider ihrer beiden Augen, womit sie eine ebenso überraschende wie wunderbare Wirkung hervorbrachte. Wenn sie nämlich die Augen schloß, leuchteten die betupften Lider wie helles Feuer, als ob sie feurige Augen im Kopfe gehabt hätte*). Dazu ihr ohnedies schon mumienhaftes Aussehen, der fast haarlose Kopf mit dem festgebundenen Tuch — eine wahre Höllenhexe, vor der auch weniger abergläubische Leute zurückgewichen wären, um wieviel mehr andere, deren Phantasie mit schrecklichen Unterweltskreaturen und fabelhaften Ungeheuern aller Art angefüllt war. In drei Minuten war Djedaida mit ihren Vorbereitungen fertig. Sie hörte noch ein lautes, spöttisches Lachen ihrer Tochter von draußen herein und das Fluchen der Soldaten, die hinter ihr her schimpften.

Nun schlich Djedaida leise und geräuschlos wie ein Gespenst weiter. Sie wußte Bescheid. Auch war ihr Unternehmen zunächst gar nicht so besonders abenteuerlich. Ihre dunkle Gestalt war in den finsteren Gängen kaum zu sehen, denn die Häuser von Akragas besaßen keinerlei Beleuchtungsvorrichtungen, und die ganze Stadt lag mit Einbruch der Nacht in tiefer Finsternis. Nur Fackeln waren für Spätlinge vorhanden. An der Treppe, die in das Haus hinaufführte, begegnete ihr eine Magd. Djedaida blieb ruhig an der dunkeln Wand stehen. Die Magd sah sie gar nicht und stieg ruhig die Treppe weiter hinauf. Nur als Djedaida dann eine andere schmale Stiege, die in das unterirdische Haus hinabführte, erreichte und gleich

*) Solche Kunststückchen sind noch heute im Orient im Schwang und waren den Zauberern des Altertums zweifellos ebenfalls bekannt.

Digitized by Google

darauf in das Gemach Aina Sahels eintrat, wurde es gefährlicher.

Der Wächter sah die dunkle Gestalt Djedaidas auf sich zukommen. Er stand wie erstarrt. Nun schloß Djedaida die Augen und blitzte ihn mit den leuchtenden Augenlidern an. Die Wirkung war überraschend. Der Soldat ließ vor Schreck den Spieß, den er in der Hand trug, fallen, sperrte den Mund weit auf und wollte offenbar schreien, aber der Laut blieb ihm in der Kehle stecken.

Mit hohler Stimme sagte die alte Djedaida zu ihm: „Ich bin deine Schicksalsgöttin. In meiner Hand ruht es, dich reich und glücklich zu machen oder deinen Leib mit dem Aussatz so zu bedecken, daß du in drei Tagen in der Kalkgrube vor dem Tore liegst. Falle nieder vor mir und bete mich an!“

Aina Sahel, die dumpf brütend auf ihrem Lager saß, sah zunächst ebenfalls erschrocken und völlig verständnislos auf die wunderliche Szene, die sich vor ihr abspielte. Erst als sie die Stimme Djedaidas erkannte, mochte sie ahnen, um was es sich handelte. Sie verhielt sich ganz still.

„Mache mich reich, Göttin,“ stammelte der Wächter, „mache mich reich und ich will dich preisen, solange ich lebe.“

Jetzt sah Aina Sahel, wie Djedaida dem Wächter ein rundes Ding vor das Gesicht hielt, das fast wie ein Schwamm aussah. „Fürchte dich nicht, mein Sohn,“ fuhr sie mit ihrer hohlen Grabesstimme fort, „du wirst Gold haufenweise haben und glücklich sein bis ins hundertste Jahr, wenn du tust, was ich dir befehle. Hörst du?“

Der Soldat sagte nichts, sondern röchelte nur leise und schwankte wie betrunken hin und her.

Digitized by Google

„Höre, was ich ſage," fuhr Djedaida immer langſamer und leiſer ſprechend fort, „hörſt du? Höre — — höre — — höre!"

Da fiel der Mann zur Seite und blieb bewegungslos liegen.

Einen Augenblick herrſchte tiefe Stille in dem Gemach. Dann beugte ſich Djedaida über den Wächter und ſah ihm in die Augen.

„Iſt er tot?" fragte Alina Sahel leiſe.

„Nein, nur betäubt," antwortete Djedaida. „Bald wird er wieder erwachen. Deshalb müſſen wir eilen. Komm, Herrin! Es iſt alles bereit. Stehe auf und komm mit mir."

„Wohin?" fragte Alina Sahel zögernd.

„In die Freiheit, in die Heimat, nach Karthago."

„Nach Karthago!" wiederholte Alina Sahel träumeriſch, rührte ſich aber nicht von der Stelle.

„Was zögerſt du? Komm! Burſas wartet mit ſeinen Getreuen am unteren Hafen. Ich führe dich hin. Eine Trireme liegt bereit. Dairas Mann führt uns aufs offene Meer. Ehe die Sonne ſteigt, ſind wir ſchon weit, und in drei Tagen, wenn uns die Götter günſtig ſind, landen wir in Karthago bei deinem Vater!"

Alina Sahel richtete ſich vor ihrer alten Dienerin ſtolz und hoch auf. Das junge Mädchen ſchien über Nacht gewachſen zu ſein, ſo groß, ſo ernſt und bedeutend ſtand ſie vor der alten Djedaida da. „Nein!" ſagte ſie kurz und entſchloſſen.

„Was ſagſt du, Herrin?" fragte Djedaida erſtaunt.

„Fliehen?" fuhr Alina Sahel verächtlich fort, „ich ſoll fliehen, weil mir die Götter für kurze Zeit eine Prüfung geſandt haben?"

„Bei den Göttern unſerer Heimat, Herrin, es gilt

Digitized by Google

jetzt dein Leben. Verliere keine Zeit und komm! Es ist nicht feige, sein Leben zu retten, wenn es in Gefahr ist, sondern klug."

Aina Sahel sah sie einen Augenblick wie mißtrauisch oder befremdet an. Eine tiefe Erregung kochte offenbar in ihr. Ihr Atem flog, ihre Augen blitzten, als sie mit heiserer Stimme fortfuhr: „Und ich soll sie hinter mir lassen an seiner Seite, an meinem Platz?"

Erschrocken sah Djedaida sie an. Das war nicht mehr das Kind, das sie genährt, das sie großgezogen, dessen Schritte sie gelenkt so viele Jahre. Das war ein Vulkan voll wilder Leidenschaft, ein beleidigtes, rachedürstendes Weib.

„Jede Minute würde mir zu Gift, die ich sie an seiner Seite wüßte," stieß Aina Sahel mit maßloser Heftigkeit hervor, „ich würde keine Ruhe bei Tag und keinen Schlaf in der Nacht finden, der Gedanke an ihr Glück wäre meine Qual, meine Hölle. Fliehen soll ich? Niemals! Ich würde sein, was sie mir zumutet zu sein, eine Sklavin, eine Dirne, wenn ich fliehen würde wie ein Dieb in der Nacht. Nein! Ich bin Himilkos Tochter, bin ein Fürstenkind und fliehe nicht!"

Die alte Djedaida blickte sich erschrocken um und legte ihr die Hand auf den Mund. „Bei allen Göttern, sei still; still!" raunte sie ihr zu. „Es geht um unser Leben, Herrin!"

Der Soldat, der am Boden lag, stöhnte leise auf. Besorgt schaute Djedaida auf ihn. Schwand seine Betäubung schon?

„Hier stand sie," fuhr Aina Sahel fort, „und weidete sich an meiner Erniedrigung, an meiner Schande, an meinem Elend und an meinen Schmerzen. ‚Pfui!' sagte sie. ‚Und das soll der herrliche Antigonos lieben?' — Nein, mögen alle Götter meiner Heimat mich ver-

Digitized by Google

dammen und verderben, möge mein Vater mich verstoßen und verfluchen, wenn ich das je vergesse."

Djedaida überlief ein leises Grauen. Diese wilde Leidenschaftlichkeit jagte ihr Furcht und Schrecken ein. Wohin sollte das führen? Welche Mittel standen Aina Sahel zu Gebote gegen ihre übermächtige Feindin?

„Was willst du tun, Herrin?" fragte sie nach einer kleinen Pause und nach einem besorgten Blick auf den betäubten Soldaten.

„Was ich tun will?" wiederholte Aina Sahel hastig. „Erdrosseln möchte ich sie, mit diesen meinen Händen erwürgen und meinen Fuß auf ihre Leiche setzen."

„Das wirst du nie."

„Ich werde es tun!"

„Die Leidenschaft macht dich blind. So siehst du nicht ein, daß du unfehlbar in dein Verderben rennst, ohne deinen Zweck zu erreichen."

„Was kümmert mich der Tod, wenn ich nur meine Rache habe."

„Du wirst sie nicht haben, weil man dich bei der ersten verdächtigen Bewegung gegen Helena töten wird. Man wartet wohl sogar schon darauf, daß du dich in dieser Weise vergißt, um einen Anlaß zu haben, dich zu beseitigen. Du bist in deiner Leidenschaftlichkeit und Rachsucht so blind, daß du die gefährliche Lage, in der du dich befindest, gar nicht siehst. Denkst du denn, Helena würde in ihrer Eifersucht nicht den geringsten Vorwand benützen, um ein Ende mit dir zu machen?"

„Nun gut. So will ich eher sterben, als sie an seiner Seite zu wissen."

„Auch dein Tod wird das nicht hindern."

„Djedaida, du bist eine alte, kluge Frau und weißt,

Digitized by Google

wie die Welt geht. Rate mir, hilf mir! Vergiß, daß ich deine Herrin bin, und denke, ich sei dein Kind."

Djedaida zog ihr Kopftuch, das sich etwas gelockert, fester zusammen. „Höre zu, Herrin. Unterbrich mich nicht, denn wir haben nur noch sehr wenig Zeit. Hast du schon einmal bemerkt, wie deine Leute in Karthago es machen, um einen Löwen zu töten, der ihre Herden frißt? Das müßte ein rechter Dummkopf sein, der sich ihm frei entgegenstellt und ihn erwürgen oder erdrosseln wollte, um seinen Fuß auf seine Leiche setzen zu können. Es wäre sein Tod. Nein, man beschleicht ihn zunächst, ungesehen, mit verhaltenem Atem, belauscht seine Fährte, wirft ihm Futter hin und lockt ihn so langsam, aber immer näher und näher zur Falle, in die er schließlich hinabstürzt, und wo ein Kind ihn töten kann."

„Du meinst, ich soll —"

„Klug sollst du sein — nichts weiter! Wer seinen Zweck erreichen will, muß klug sein. Tritt ihr sanft entgegen, untertänig, demütig, küsse den Saum ihres Kleides, sei, was sie dir zumutet zu sein. Spiele ihr auf der Flöte Liebeslieder vor, erzähle ihr Geschichten, die ihr gefallen, lache über Antigonos, wenn ihr das gefällt, kurz, beschleiche sie, erwirb ihr Vertrauen — so kommst du zum Ziel. Dann ist die Arbeit kurz und leicht. Ein Stich in der Nacht, ein Griff im Schlaf, ein Trank bei Tisch, noch weiß ich nicht, wie das Ende sein wird, aber ich werde es wissen in ein paar Tagen, und dann wird deine Ehre wieder hergestellt sein, du wirst den Fuß auf ihre Leiche setzen können und niemand wird wissen, wie es kam. Hast du mich verstanden?"

„List, Verstellung — nein, das kann ich nicht!"

„Nun, so ist's mit deiner Ehre vorbei!"

„Djedaida!"

Digitized by Google

„Es handelt sich für uns nicht darum, was man kann, sondern um das, was man muß! Wenn dir deine Ehre nicht so viel wert ist, daß du dafür einen kleinen Zwang der Seele dulden kannst, so laß dich weiter beschimpfen, laß dich mit Füßen treten, sieh zu, wie Helena an der Seite des Antigonos an deinem Platze sitzt, aber sage nicht, daß du Himilkos Tochter, sage nicht, daß du ein karthagisches Fürstenkind bist. — Ich muß jetzt gehen, der Soldat wacht auf. Du wirst ihm sagen, er habe geträumt, wenn er fragt."

„Djedaida, wann kommst du wieder?"

„Sobald ich kann. Laß mich wissen, wo ich dich treffen kann. Du kennst meine Tochter Daira. Du wirst sie sehen, im Palast oder davor. Sage ihr, was ich wissen muß. Ich darf nicht oft kommen, aber ich werde da sein, wenn es nötig ist. Die Götter mögen dich beschützen! Vergiß nicht, daß du Himilkos Tochter bist oder — fliehe! Komm mit mir!"

„Nein — nein, ich kann nicht."

Der Soldat machte eine Bewegung und versuchte sich aufzurichten.

Djedaida winkte ihrer Herrin noch in bestimmter Weise mit der Hand und verschwand hinter dem Vorhang.

Es war die höchste Zeit. Der Wächter richtete sich jetzt vollends auf, starrte noch einige Augenblicke auf den Vorhang, dann auf seine Gefangene. Er wußte offenbar noch nicht, was um ihn her vorging, und war noch halb im Schlaf.

„Wo — — wo — wer bist du? Wo ist die Göttin?"

„Welche Göttin?" fragte Alina Sahel ruhig.

„Die eben hier war."

„Du hast geträumt. Niemand war hier. Schlafe ruhig weiter. Die Nacht ist noch lange nicht vorüber."

Digitized by Google

Der Soldat sah sich suchend in dem Raume um, hob den Vorhang in die Höhe und blickte hinaus. Nichts! Es lag alles totenstill. Dann schüttelte er den Kopf und überlegte, ob es wirklich möglich sei, daß man so handgreiflich träumen könne.

Sechstes Kapitel.

Es wäre für Djedaida kein großes Unglück gewesen, wenn jemand gesehen hätte, wie sie durch die finsteren Gänge und über die Treppen schlich, aber sie hatte besondere Gründe, gerade jetzt in diesem Haus nicht gesehen zu werden. So kam sie wieder unter der Säulenvorhalle vor dem Haus an, wo noch immer die drei Soldaten Wache hielten. Der Platz und die Straßen vor dem Palast lagen jetzt vollständig finster. Nur selten gingen bald mit, bald ohne Fackelbeleuchtung Leute vorüber, die vielleicht noch aus der Arena kamen.

Djedaida stand hinter einer Säule und lauerte auf einen günstigen Augenblick, um hinter der Wache hinaus ins Freie zu huschen.

„Das war vor drei Jahren," hörte sie einen der Soldaten sagen. „Ich habe den Stasiris noch selbst in der Arena gesehen. Er war der stärkste Mann seiner Zeit. Er lud sich einen Stier auf die Schultern und trug ihn durch das ganze Stadion. Dann tötete er ihn mit einem einzigen Faustschlag und aß ihn noch am selben Tage auf."

„Den ganzen Stier?" fragte ein anderer.

„Den ganzen Stier!" wiederholte der erste.

„Schwindel! Wie kann ein Mann einen ganzen Stier an einem Tage aufessen?"

„Stasiris konnte es, sage ich," erklärte der erste,

Digitized by Google

hitzig werdend, „du wirst mich nicht lehren, was ich gesehen habe.“

„Es wird eine Ziege gewesen sein,“ vermittelte der dritte.

„Ich sage, es war ein Ochse. Kann ich vielleicht einen Ochsen nicht von einer Ziege unterscheiden?“

Die drei erhitzten sich immer mehr, und während sie noch mit ihren zoologischen Erörterungen fortfuhren, ersah sich Djedaida die Gelegenheit und huschte zwischen den Säulen hindurch ins Freie. Wenige Augenblicke später tauchte sie in dem Gewirr enger Gassen und Gäßchen unter, die sich vom Zeustempel hinunter zum Hafen zogen.

Mit großer Sicherheit verfolgte sie ihren Weg, ohne auch nur ein einziges Mal stehen zu bleiben oder unsicher zu werden. Die Häuser in diesen Gäßchen waren meist geschlossen und lagen finster. Nur hier und da fiel aus den ziemlich zahlreichen Tabernen und Kneipen das gelbe Licht einer Kienfackel. Dort hörte man auch lebhaftes und lärmendes Schwatzen der Zechenden. Kleine fahrbare Garküchen, in deren unsauberen Kesseln Meerschnecken, Seeigel, Polypen und ähnliches in einer fetten braunen Brühe brodelten, hielten in der Nähe der Tabernen und machten sich durch schrilles Pfeifen den Eßlustigen bemerkbar. Andere, die weder zum Weintrinken, noch zu den Leckerbissen des Meeres den nötigen Mammon besaßen, hockten in den dunkeln Winkeln der Häuser, unter den Türen oder auf den Treppenstufen, die zu ihnen hinaufführten, und schliefen im Licht der Sterne, die am Himmel standen und die Stadt in eigentümlich blaue Schatten hüllten.

Djedaida verfolgte ihre nächtliche Wanderung durch die Weltstadt, ohne sich viel um das Treiben der Leute

Digitized by Google

zu kümmern, und blieb endlich auf einem kleinen Platz nicht weit vom Hafen einen Augenblick stehen, um sich umzusehen. Auch hier waren, wie überhaupt um den Hafen herum, eine Menge kleiner Weinkneipen, und in der Mitte des Platzes stand ein von neun Säulen getragener Rundtempel, der dem Gott Bacchus geweiht war. Er war jetzt geschlossen, aber auf den Steinstufen, die zu ihm hinaufführten, lag ein verwachsener Bursche mit einem unverhältnismäßig großen Kopf, der mit einer unglaublich dicken und dichten Haarfülle bedeckt war, schwarz wie Pech.

„Phly!" rief Djedaida halblaut, worauf der Bursche sofort aufsprang und zu ihr trat. Dabei sah man, daß der arme Kerl auf der Brust einen Höcker hatte. Auch die Beine schienen nicht ganz in Ordnung zu sein. Er hinkte. Die ganze Figur machte einen krüppelhaften, verkommenen Eindruck. Phly war eines jener vielen unglücklichen Geschöpfe, denen nach den Gesetzen des schönen Akragas nicht nur jeder Besitz im Leben abgesprochen war, sondern die auch selbst „Besitz" waren. Phly war seinem Herrn entlaufen, weil er die unbarmherzigen Prügel nicht mehr aushalten konnte. Nun trieb er sich tagsüber in allen möglichen Spelunken herum, wo er etwas zu essen erschnappen konnte und schlief nachts im Licht der Sterne, unter den Säulen des Bacchustempels. Er war vermutlich sehr musikalisch veranlagt, wenigstens pfiff er sehr gern und sehr hübsch. Leider war gerade das sein Unglück geworden, weil er dadurch den Aufseher oft im Schlafe gestört und dieser ihn deshalb braun und blau geschlagen hatte. Wäre er ein Vogel gewesen — er hätte in Akragas pfeifen können, so viel er wollte. Aber als Mensch durfte er sich das nicht erlauben. Das einzige, was den Burschen sympathisch machte, und was ihm

Digitized by Google

niemand rauben konnte, waren seine großen weichen, demütigen Augen, die ruhig und gutmütig in die Welt guckten und immer zu sagen schienen: Tut mir nichts, ich tue euch ja auch nichts! Mit diesen Augen sah er jetzt die alte Djedaida fragend an.

„Sind sie unten?“ fragte diese.

„Ja. Sie sind schon alle bei dem alten Orestes. Ich soll dich führen. Wo ist die andere?“

„Komm nur. Die andere kommt nicht. Sie will nicht.“

Dann liefen sie miteinander über den kleinen Platz weg und in eine krumme, schmale Gasse hinein, die sich von den anderen Gassen dadurch unterschied, daß sie noch schmutziger war als diese und auch entsprechend roch. Ein Dunst von ranzigem Öl, Hafenschmutz und alten Fischen umspielte die Nase. Die Zauber des schönen Akragas lösten sich hier, je mehr man in die Nähe des Hafens kam, wo die armen Leute wohnten, immer mehr in Verwahrlosung, Nachlässigkeit, Unordnung, Schmutz, Gestank und andere Begleiterscheinungen der Armut auf.

Endlich bogen sie in eine dunkle Haustür ein, über die — wie übrigens auch an vielen anderen Häusern — ein schmieriges Zeltdach gespannt war. Unter diesem trat man durch die Tür in einen langen, schlüpfrigen, vollständig finsteren Gang, der tief in das Haus und dann in den Hofraum führte. Wehe dem Unglücklichen, der in diesen geriet ohne genaue Lokalkenntnis. Unfehlbar würde er in der tiefen Finsternis entweder an einem Mauervorsprung sich den Kopf zerschlagen oder in ein Kellerloch, in einen Brunnen oder in noch Ärgeres hinabstürzen. Phly führte aber seine Begleiterin sicher in den Hof hinein, wo unter einigen Bäumen und im ungewissen Licht einer

Digitized by Google

schwelenden Fackel ein Haufen Leute sich zusammendrängte, offenbar durch das Geräusch, das die neuen Ankömmlinge verursachten, erschreckt und geängstigt. So erklärte sich auch der sonderbare Empfang, der Phly und Djedaida wurde. Kaum trat der Bursche aus dem Dunkel des Ganges heraus, so fühlte er sich von einem handfesten, baumlangen Burschen an der Gurgel gepackt, während Djedaida von zwei anderen festgehalten wurde.

Was waren das für Leute, die sich da in dem Hofe des alten Orestes in Angst und Furcht zusammendrängten? Ärmlich gekleidet, mit großen und kleinen Bündeln bepackt, Hunger und Elend in den Zügen, fast ohne Fleisch auf den Knochen, ausgemergelt von harter Arbeit und schlechter Ernährung, die Haut von Peitschenhieben und Wunden aller Art vernarbt und zerfetzt? Das waren die Ratten von Akragas, die wie Ungeziefer in den engen Gassen, in dunkeln Gängen und Höhlen herumkrochen und es unternahmen, die stolze und schöne Stadt, „den schönsten Wohnort der Sterblichen", wie der Dichter sang, durch ihre Wühlarbeit zu unterminieren und zu Fall zu bringen. Das waren Leute, die, durch die rücksichtslose Gewaltherrschaft der Machthaber zur Verzweiflung gebracht, nicht mehr warten wollten und auch nicht mehr warten konnten, bis Fürst Antigonos seine volksbeglückenden Träumereien ausgeträumt hatte, die sich selbst helfen wollten, um dem sicheren Tod in der Knechtschaft zu entgehen. Das waren Leute, die, im Kampf ums Dasein besiegt, ihre Menschenrechte verloren hatten, denen man ihr Teil und ihr Anrecht an den Gütern dieser Welt absprach, die keinen Eigenzweck im Leben mehr hatten, sondern nur zum Nutzen und zur Verherrlichung anderer da waren, lauter großgewordene Phlys, denen

Digitized by Google

man nicht erlauben wollte, zu pfeifen, wie ihnen der Schnabel gewachsen war, Nullen im Leben, die nur etwas zu bedeuten hatten, wenn eine Zahl vor ihnen stand, mit einem Wort: es waren Sklaven, schlechter angesehen und behandelt wie die Tiere.

Bursas trat aus der Gruppe hervor und auf Djedaida zu. „Du hast sie nicht mitgebracht?“ fragte er leise und hastig.

„Nein. Sie will nicht fliehen. Es war unmöglich, sie zu überreden,“ antwortete Djedaida.

„So muß ich auch hier bleiben,“ fuhr Bursas fort.

„Und wer soll uns führen?“ fragte einer der Sklaven.

„Thalil! Wo ist Thalil?“

Ein anderer trat herzu, ein herkulisch gebauter Mensch von kupferfarbener Haut und mit langem blauschwarzem, dicht geringeltem Kopfhaar, ein wahrer Simson. Aber er hatte nur einen Arm. Den anderen hatte ihm ein Tiger in der Arena weggerissen. Thalil war nämlich infolge seiner Körperstärke von einem Unternehmer der Arenaspiele angekauft worden und mußte als Kämpfer mit wilden, ausgehungerten Tieren kämpfen, um den ehrenwerten Bürgern von Akragas die Zeit zu verkürzen. Thalil stand hoch im Preis, weil er einmal einen Tiger mit einem einzigen Fußtritt getötet hatte. Das gefiel dem Volk, und es wollte nur immer Thalil in der Arena sehen. Das gefiel wieder diesem nicht. Er wollte seinen letzten Arm und vielleicht noch mehr nicht auch noch der Schaulust einer entmenschten Rasse opfern, und so entschloß er sich auf Bursas' Zureden leicht zur Flucht.

„Thalil,“ flüsterte Bursas, „nimm hier diesen Ring. Es ist der Ring Aina Sahels. Wenn ihr in Karthago glücklich ankommt, zeigst du ihn im Palast vor und verlangst Himilko zu sprechen. Verstehst du wohl?“

Digitized by Google

„Was soll ich Himilko sagen?“

„Du sagst ihm, daß der Sklavenaufstand in Syrakus aufs grausamste unterdrückt worden ist. Über zweitausend sind verbrannt oder im Meer ertränkt worden, so daß man ihre Leichen wochenlang an der Küste herumschwimmen sehen konnte. Die übrigen sind zur Arbeit zurückgekehrt. Du schilderst ihm dann unsere Lage in Akragas selbst, wie gefährlich sie ist, und wie vorsichtig wir sein müssen. Du erzählst ihm das Schicksal Alina Sahels, die wider das Versprechen des Fürsten Antigonos von ihm an ihre Todfeindin Helena ausgeliefert worden ist, die sie gefangen hält; du beschwörst ihn beim Leben seines Kindes, uns zu Hilfe zu kommen und uns aus der Sklaverei zu erretten. Dreißig- bis vierzigtausend Sklaven harren seiner in Akragas. Ich führe sie ihm zu, sobald er mit einem karthagischen Heer in Sizilien erscheint. Er wird sicherlich siegen, denn die Bürger von Akragas sind durch faules, schlemmerisches Leben verweichlicht und durch ihren Reichtum stolz und einfältig geworden. Wirst du das alles unserem Herrn Himilko sagen, Thalil?“

„Warum willst du es ihm nicht selbst sagen, Bursas?“ fragte dieser.

„Weil ich hier bleiben muß. Ich habe Himilko geschworen, zu bleiben, wo Alina Sahel bleibt, zu sterben, wo sie stirbt. Hier, nimm den Ring. Ich halte meinen Schwur.“

Thalil nahm den Ring und verbarg ihn in einer Ledertasche, die er an einem Gurt unter der Kutte trug.

„Ihr müßt jetzt fort,“ rief ein anderer halblaut, der, in Tunika und Mantel gehüllt, jetzt zu den beiden trat. Es war Peleidas, der Gatte der Daira, auf dessen Triereme die Flucht bewerkstelligt werden sollte. „Jetzt

oder nie. Ist Pelles an der Hafenwache erst abgelöst, kann ich euch nicht mehr durch die Wachen bringen."

Bursas holte tief Atem, und eine große Aufregung machte sich bei allen bemerkbar. Der große Augenblick war da. Keine Zeit durfte mehr verloren werden. Es galt die Freiheit, die Flucht aus dem schmachvollen Joch, das Leben! Denn darüber war man sich klar, daß sie im Falle des Mißlingens samt und sonders verloren waren.

Packen und Bündel — sie brauchten Nahrungsmittel für mindestens drei Tage — wurden aufgenommen, und wortlos verließen die Männer den Hof des alten Orestes.

„Nehmt mich mit, nehmt mich mit!" bettelte der kleine Phly. „Ich brauche nichts zu essen. Ich hungere drei Tage. Ich kann's. Aber nehmt mich mit!"

„Sei still!" ermahnte ihn Djedaida vorsichtig und nahm ihn bei der Hand. „Wie willst du die Meerfahrt überstehen, du Knirps?"

„Nehmt mich mit!" heulte der Junge weiter.

„Sei nur ruhig," fuhr Djedaida fort, „du sollst nicht wieder zu deinem Aufseher zurück und wirst keine Prügel mehr bekommen. Ich nehme dich mit in die Pferdeställe des Fürsten Antigonos. Dort findet dich niemand, und zu essen bekommst du auch. Still! Müssen wir anderen nicht auch auf bessere Zeiten warten? Warum du nicht?"

Da war Phly still und schlich hinter Djedaida her auf die Gasse hinaus und zum Hafen hinunter. Die anderen waren schon einzeln oder höchstens zu zweien auf verschiedenen Wegen voraus, um kein Aufsehen zu erregen.

Etwa dreihundert Schritte vom Hafeneingang entfernt blieb Djedaida im Schatten eines großen Getreide-

Digitized by Google

schuppens stehen und lauschte mit angehaltenem Atem auf den Fortgang des Unternehmens. Es war ein Todesgang. Der geringste Lärm, das kleinste Hindernis, ein Zufall konnte alle verderben. Ein bellender Hund, ein krähender Hahn konnte ihr Tod sein.

Aber Djedaida vernahm nichts, so sehr sie ihre Sinne auch anstrengte. Der Wind hatte sich erhoben, und die Meeresbrandung rollte rauschend herüber bis zu ihrem Versteck.

Einmal war es ihr, als ob flüsternde Stimmen an ihr Ohr schlügen. Waren sie jetzt bei der Hafenwache? Tat Pelles, den man bestochen hatte, seine Pflicht? Djedaida wagte kaum zu atmen. Sie fühlte, wie Phly, den sie noch immer an der Hand festhielt, zitterte.

Plötzlich klang laut eine Stimme durch die stille Nacht: „Was geschieht hier? Was gibt's?"

„Still, du Weinfaß!" rief ein anderer. „Du bist betrunken!"

Dann ein dumpfer Fall und alles war wieder ruhig wie vorher.

„Sind sie jetzt fort?" flüsterte Phly ängstlich.

„Still!" antwortete Djedaida. „Hörst du Ruderschläge?"

„Dort, Djedaida, siehst du dort? Am Feuerschiff. Das ist die Trireme des Peleidas. Ich kenne sie."

„Still, wer kommt dort?"

„Es ist Bursas. — Bursas!"

Bursas sah die beiden zunächst nicht. Erst als sie ihn anriefen, blieb er stehen und sah sich um.

„Sie sind fort, Djedaida," flüsterte er dann. „Bete zu Melkart, dem mächtigen Gott der Meere und der Stürme, daß er sie in seinen Schutz nimmt."

Sie atmeten tief auf und sahen noch eine Weile

Digitized by Google

hinaus auf das Meer. Aber das Dunkel der Nacht hatte das Boot schon verschlungen.

Still, aber um eine Hoffnung reicher, schlichen sie wieder in die obere Stadt hinauf.

Siebentes Kapitel.

Fürst Antigonos war ein sehr reicher Mann. Seine Landgüter, dreizehn an der Zahl, waren über den ganzen Süden der Insel verbreitet und versorgten einen großen Teil von Akragas mit Getreide*), Wein, Öl und Früchten, seine Handelsschiffe befuhren einen großen Teil des Mittelmeeres, brachten Bausteine und Silber aus Griechenland, Wolle aus Malta, Wachs, Honig und Sklaven aus Korsika, Eisen aus Elba, Blei aus Sardinien, Kupfer und Wein aus Spanien. Aber sein wertvollster Besitz waren unstreitig seine Sklaven, deren er zu Zeiten, zum Beispiel nach der Schlacht von Eregas, als sie billig waren, bis gegen zwanzigtausend besaß. Sie hielten ihm nicht nur alle seine Unternehmungen im Betrieb und bildeten auf diese Weise erst ihren Wert, sondern die Sklaven waren ihm auch selbst Handelsgegenstand, weil er davon in billigen Zeiten große Massen ankaufte, um sie später als Zirkuskämpfer, Handwerker oder Landarbeiter wieder zu verkaufen. Freilich machte er solche Geschäfte nicht selbst. Das sah nicht gut aus. Er hatte dazu seine Unterhändler. Aber den Nutzen steckte er gern ein.

In diesen Verhältnissen mochte wohl auch ein Grund mit dafür liegen, daß es mit den Vorstellungen von

*) Sizilien war im Altertum ein sehr großer Getreideerzeuger. Noch zu Cäsars Zeiten hieß es die Kornkammer von Italien, während heute kein Halm mehr dort wächst.

Digitized by Google

Menschenbeglückung und Sklavenbefreiung bei ihm nicht recht vorwärts gehen wollte. Er schnitt sich ja damit ins eigene Fleisch. Er wußte wohl, wie grausam das Schicksal der meisten Sklaven war und wünschte es zu bessern, aber — — es ging eben nicht. Die Umstände waren mächtiger als er.

Im allgemeinen hatten die reichen Leute damaliger Zeit eine weit größere Verachtung der kleinen Leute als heutzutage. Sie waren ihnen nicht viel mehr als ihr Vieh. Das war bei Antigonos nicht einmal der Fall, wenigstens merkte man davon nichts. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um sich beim Volk von Akragas ins beste Licht zu stellen. Er war freigebig, gab rauschende Feste, Zirkusvorstellungen, schenkte Brot und Wein, aber ob er das aus gutem Herzen tat oder aus Berechnung, das ließ sich nicht feststellen. Er war als höchster Beamter seines Landes dem Wahlrecht der Bürger unterworfen. Das färbte in jedem Falle seine Wohltätigkeit etwas zweideutig.

Daß unter solchen Umständen die Hochzeitsfeierlichkeiten des Fürsten Antigonos mit der Tochter des Oberpriesters Tellias selbst für Akragas, wo man so viele Feste feierte, ungewöhnliche Verhältnisse annahmen, war nur erklärlich. Der Venustempel, in dem die religiösen Handlungen vor sich gingen, war in diesen Tagen das Staunen von Akragas. Die Säulen im Vestibulum waren mit frischen Palmenzweigen umwunden, die Cella mit Purpurstoffen und künstlichem Geflecht von Golddraht ausgeschlagen, die Priester und Priesterinnen in neuen kostbaren Gewändern, die Umzüge mit den Bildsäulen der Göttin von nie gesehener Pracht. Dann die wochenlangen Vorstellungen in der Arena und vor allem die Schmausereien, an denen die halbe Stadt teilnahm, und die in des Wortes vollster Be-

Digitized by Google

deutung ganze Nächte lang dauerten, ließen das Volk nicht zu Atem kommen.

Mit einer ans Unglaubliche streifenden Ausdauer und einem Appetit, der das Maß der Vernunft weit überstieg, saß man im Hause des Antigonos schon die elfte Nacht beim schwelenden Fackelgeleucht zusammen und vertilgte ungeheure Massen an Fleisch, allerhand Backwerk, Vögel und Hühner, die besonders beliebt waren, seltene Fische, Wildbret, nicht zu vergessen die verschiedensten Weinsorten, die in großen tönernen Amphoren aufbewahrt und aus irdenen Schalen getrunken wurden. Da gab es süßen Wein von den Balearen und Melita, schwere griechische Weine, alte Jahrgänge Syrakuser Weine, die besonders geschätzt wurden, und damit die langen Stunden, die man um die niedrigen Tische lag, nicht eintönig wurden, sorgte man für allerhand Überraschungen und Unterhaltungen. Bald waren es ägyptische Zauberer, die ihre Kunststückchen den tafelnden Festgenossen vormachten, bald griechische Sänger und Tänzer, die ihre nicht immer einwandfreien Vorträge zum besten gaben. Und wenn das alles nicht mehr ziehen wollte, so wurden die seltsamsten Küchenkunststückchen vorgeführt. Dutzende von Fasanen wurden hereingebracht, damit sich jeder der Gäste einen, auf den er Appetit hatte, aussuchen konnte, der dann in überraschend kurzer Zeit aufgetragen wurde. Lebendige Fische, Schweine und anderes wurden vorgeführt zur Auswahl, Pasteten, aus denen beim Öffnen frische Rosen und Veilchen herausfielen, oder lebendige Vögel flatterten. Von Zeit zu Zeit trug man einen Betrunkenen fort, der nicht mehr tafelfähig war. Die alte Djedaida war viel in Anspruch genommen und mußte für Erleichterung der Gäste bald so, bald anders sorgen. — —

Digitized by Google

Es war gegen Morgen, Sänger und Tänzer hatten ihre roheſten Scherze verpufft, der Saal war von Weindunſt und Fackelruß erfüllt, die Gäſte waren überſättigt und an der Grenze des Menſchlichen angelangt. Djedaida lag hinter einem Vorhang, der den Eingang zum Speiſeſaal verſchloß, in dem das Gelage ſtattfand, als Burſas haſtig und in großer Erregung auf ſie zutrat und ſie weckte.

„Djedaida! Hörſt du? Djedaida! Auf, auf! — Hörſt du denn nicht?“

Er ſtieß ſie an und zog ſie in die Höhe.

„Was iſt geſchehen?“ fuhr Djedaida erſchrocken auf. „Was haſt du?“

„Sei ſtill und lauſche! Etwas Gräßliches begibt ſich da drinnen,“ erwiderte Burſas und hob den Vorhang etwas in die Höhe, ſo daß ſie den Saal überſehen konnten und auch hörten, was man ſprach. Dabei bemerkte Djedaida, daß der ſtarke Mann am ganzen Leibe vor Aufregung zitterte. Es mußte alſo etwas Fürchterliches vor ſich gehen. Geſpannt ſchaute ſie in den Saal, in dem die Gäſte des Fürſten auf ihren Polſtern um die niedrigen Tiſche herumlagen, neben Antigonos der Senator Seniſiades, derſelbe, der vor einigen Tagen das Fieber bekam, weil er zugeſehen hatte, wie ein Menſch arbeitete. Seniſiades war einer der reichſten Leute in Akragas und infolgedeſſen — wie die Welt nun einmal geht — auch einer der angeſehenſten und einflußreichſten Männer, aber auch einer der häßlichſten und widerwärtigſten, ein verweichlichter, aufgeſchwemmter Dickwanſt, grau und verlebt im Geſicht, krank und verbraucht vom Kopf bis zu den Füßen und bei alledem noch nicht einmal fünfzig Jahre alt. In ſeiner Umgebung durfte nie ein Hund bellen, nie ein Hahn krähen, weil er das

Digitized by Google

nicht vertragen konnte. Er hielt sich eine Anzahl Sklaven, die nichts anderes zu tun hatten, als das zu verhindern.

Neben Senisiades lag Helena, auf der anderen Seite des Antigonos Nenia, die Frau des Senisiades, eine junge Griechin, von der man sich allerhand lustige und böse Dinge erzählte. Daran schlossen sich andere Senatoren, Hauptleute, selbst Priester von den Tempeln der Venus, des Apollo, Merkur. Nur Tellias war nicht da. Es hieß, er sei unwohl, aber es konnte auch sein, daß er sich zur Wahrung seines Ansehens absichtlich fernhielt. Sklaven liefen ab und zu, um die Gäste zu bedienen, lautes Lärmen und Lachen schallte aus dem Saal, der trotz des offenen Daches, durch das man die Sterne glitzern sah, von dicker, stickiger Luft erfüllt war.

„Ja, ja," lallte Senisiades mit schwerer Zunge und verzog das Gesicht, „man kennt die Geschichte. So etwas erzählt sich herum, und der wohledle Antigonos wird nicht wollen, daß seinen Gästen die schönste Zier seines Hauses vorenthalten bleibe."

Antigonos wußte offenbar noch nicht, wo hinaus Senisiades wollte, und sah ihn fragend an. „Was meinst du, ehrenwerter Senisiades?" fragte er. „Ich hoffe, du zweifelst nicht daran, daß meinen Gästen mein ganzes Haus zur Verfügung steht."

„Ja, ja, so sagt man," erwiderte Senisiades. „Das sind höfliche Redensarten, bei denen man nicht an die Erfüllung denkt."

„Was willst du also, Senisiades?" fragte Antigonos schärfer. „Du kennst mich. Ich pflege nicht Redensarten zu machen, bei denen ich mir nichts denke."

„Er meint die Flötenspielerin," platzte Nenia heraus, „die dir in blauen Nächten die Zeit verkürzt.

Digitized by Google

Warum mißgönnst du sie uns? Was soll man von der Sache denken?“

„Ja, ja, was soll man davon denken?“ näselte Senisiades und ging dann plötzlich in ein lautes Lachen über.

Pflichtschuldigst lachten alle mit, die um ihn herum lagen, und da und dort ahmte man sogar seine absonderliche Sprechweise nach und fragte spöttisch: „Ja, ja, was soll man davon denken?“

Antigonos war aufs peinlichste berührt. Mit einem flüchtigen Blick sah er sich im Kreise um. Überall erhitzte Gesichter, faunisches Lachen, höhnische Blicke, die durch die immer mehr überhandnehmende Trunkenheit nicht angenehmer wurden. Er wußte offenbar nicht recht, was er tun sollte, um das Ärgste zu verhüten.

Gespannt lauschte Djedaida am Vorhang. Es entging ihr kein Wort. Was würde werden? Würde das Ungeheuerliche zur Tatsache werden, würde die Tochter des Himilko, die Prinzessin von Karthago, gezwungen werden, sich vor dieser betrunkenen Gesellschaft zu zeigen?

„Die Flötenspielerin?“ wiederholte Antigonos gedehnt, noch immer nach einem Ausweg suchend, den er nicht fand.

Nun wurde auch Helena aufmerksam. Die junge Gattin des Fürsten war an der ganzen Tafelrunde wohl die ruhigste und verfolgte mit natürlichem Anteil die Angelegenheit. Die Befangenheit und Verlegenheit ihres Gatten fielen ihr natürlich sofort auf.

„Ja, ja,“ lallte Senisiades in seiner Trunkenheit, „die Flötenspielerin! Man kennt das ja. Die Flötenspielerin! Sehr gut. Wie heißt sie doch, die braune Prinzessin?“

Digitized by Google

„Aina Sahel!“ sagte Helena scheinbar ruhig, wobei sie aber Antigonos mit forschenden Blicken beobachtete. Wehe der armen Aina Sahel, wenn sich jetzt auch nur der Schatten eines Grundes zur Eifersucht zeigte. Es wäre ihr Todesurteil gewesen. Helena war nicht die Frau, die sich dergleichen bieten ließ — von einer Sklavin.

„Richtig!“ schrie die rundliche Nenia ausgelassen. „Aina Sahel heißt sie! Sie soll ja ein Wunder von Schönheit und Anmut sein, eine braune Venus! Und du willst uns ihren Anblick vorenthalten, vieledler Antigonos? Oh, ihr Götter alle da droben, diese Männer! Nein, diese Männer!“

„Ich habe über Aina Sahel nicht zu gebieten,“ erklärte Antigonos endlich.

„Wer denn?“ fragte Senisiades.

„Wende dich an die Fürstin Helena, denn sie ist die Herrin Aina Sahels,“ antwortete Antigonos mit erzwungener Ruhe.

Nicht eine, sondern zehn oder zwanzig Stimmen wendeten sich laut und lärmend an die Fürstin Helena. Es entstand ein Tumult. Man war neugierig geworden, man verlangte stürmisch die interessante Flötenspielerin zu sehen und zu hören.

Helena gab diesem Drängen anscheinend zögernd, im Grunde aber sehr gerne nach. Sie winkte einen Sklaven heran, dem sie halblaut ihre Befehle erteilte, worauf er schleunigst davonlief.

Djedaida und Bursas sahen das. Wie würde das enden? Djedaida kannte, wie wohl niemand sonst, das wilde, unbezähmbare Temperament Aina Sahels, ihren unbeugsamen Stolz. Djedaida selbst und auch Bursas fühlten die Erniedrigung, die Schande, die ihrer Herrin, ihrer ganzen Rasse bevorstand.

Digitized by Google

„Djedaida," flüsterte Bursas, „du mußt helfen! Siehst du nicht, daß es hier um Leben und Tod geht?"

Was sollte Djedaida in den wenigen Minuten tun, bis Aina Sahel zur Stelle gebracht wurde? Sie konnte mit ihrem Pflegling sterben, das war alles. Und das wollte sie auch. Helfen konnte sie ihr nicht.

Plötzlich stand Djedaida auf und lief in den Gang zurück, an dessen Ende sie sich befanden.

„Was willst du?" rief ihr Bursas nach.

Sie antwortete nicht, sondern machte ihm nur ein Zeichen, er solle bleiben, wo er war. Dann lief sie weiter und stellte sich im Haupthause an die Treppe. Hier mußte Aina Sahel vorüber, wenn sie in den Speisesaal gelangen sollte.

Es dauerte auch gar nicht lange, da kam sie, von einigen Soldaten geführt, die Treppe herauf. Sie war noch genau so gekleidet, wie sie Djedaida vor einigen Tagen in ihrem Gefängnis gesehen, zerlumpt und schmutzig in ihrer Kleidung, das Haar vernachlässigt, ohne jede Pflege ihres Äußeren, ohne jeden Schmuck oder Zierat, das ihren Stand hätte andeuten können. Sie war nicht mehr Fürstentochter, sie war Sklavin, sie mußte heruntersteigen von ihrer Höhe Schritt für Schritt, bis in die Tiefen der Verzweiflung und des Untergangs.

Eine gewisse Härte hatte sich in diesen letzten Tagen in ihre Gesichtszüge eingegraben. An Stelle der weichen, kindlichen Anmut waren harte, strenge Linien getreten, Spuren der Grausamkeit, mit der man sie behandelte. Nur aus ihren Augen, aus ihren Blicken sprach noch die Seele des Fürstenkindes, der Stolz der Rasse.

So stieg sie die Stufen herauf, ernst und langsam,

Digitized by Google

die Züge unbeweglich, den Blick gesenkt, die Flöte, die man ihr gereicht hatte, in der Hand.

Rasch drängte sich Djedaida an sie heran. „Es handelt sich nicht darum, was man kann, sondern um das, was man muß, Herrin," flüsterte sie ihr mahnend zu. „Vergiß das nicht, wenn du siegen willst."

Aina Sahel sah sie einen Augenblick lang an und faßte ihre Hand. „Lebe wohl, Djedaida!" sagte sie dann fest.

„Herrin!" schrie diese auf.

„Vorwärts — vorwärts!" drängte der Führer der Soldaten. „Hier wird nicht geflennt, die Fürstin wartet."

„Lebe wohl!" hörte Djedaida ihre Herrin nochmals sagen. Dann führten sie die Soldaten davon.

Taumelnd vor Aufregung und Angst hastete die Alte wieder zurück zu ihrem Lauscherposten, um den Fortgang der Tragödie zu sehen. Ein gewisses Etwas war in der Stimme und in den Blicken Aina Sahels gewesen, das sie erschreckte. Diese starre, dämonische Entschlossenheit war ihr fremd und neu. Die letzten Tage der Gefangenschaft, ihr Sturz in Unglück und Elend hatten aus Aina Sahel ein anderes Wesen gemacht, und Djedaida fürchtete aus dieser Veränderung das Schlimmste.

Langsam und fast feierlich betrat Aina Sahel den Speisesaal. Sie sah die Blicke der Neugier, die Enttäuschung über ihre vernachlässigte Erscheinung nicht. Nicht einen Blick gönnte sie der ganzen Gesellschaft, die da auf ihren Polstern um die von Speiseresten aller Art bedeckten niedrigen Tische herumlag, und die in dem flackernden Schein der Fackeln ein abenteuerliches Bild der moralischen Verkommenheit bot. Als sie an dem Springbrunnen vorüberging, der in der Mitte des Saales

Digitized by Google

zur Kühlung der Luft emporsprang, fühlte sie eine hastige Bewegung neben sich. Antigonos hatte sich rasch von seinem Lager erhoben. Ihr Schritt verlangsamte sich unwillkürlich, aber nur sekundenlang. Dann ging sie auch an ihm vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, und sank vor Helena auf die Knie. Demütig und unterwürfig, wie Djedaida ihr das geraten, küßte sie der neuen Fürstin den Saum ihres Kleides, wo er am Boden schleifte.

„Was befiehlst du, Herrin?“ fragte sie leise, aber es war plötzlich so still im Saale geworden, daß sogar Djedaida und Bursas es hörten.

Helena sah verächtlich auf Aina Sahel herab, wie sie im vollsten Sinne des Wortes im Staube vor ihr lag. Sie beeilte sich durchaus nicht mit der Antwort. Vielleicht dachte sie einen Augenblick daran, sie mit dem Fuße wegzustoßen wie ein unreines Tier, dann aber schweifte ihr Blick zu Antigonos hin, der aufgesprungen war. Sie sah, wie seine Brust sich hob und senkte, wie er sich alle Mühe gab, eine Erregung in sich niederzukämpfen, die der Anblick Aina Sahels in ihm hervorgebracht haben mußte. Er hatte sie zuletzt auf der Terrasse seines Hauses gesehen — im zierlichen Schmuck ihrer Jugendlichkeit und äußeren Würde, eine Fürstin, die er stets nur als Geisel für Himilkos Wohlverhalten gegenüber Akragas betrachtet. Und jetzt sah er eine Sklavin vor sich, zerlumpt und schmutzig, in Not und Kummer verkommen.

„Steh auf!“ rief er laut und in heller Empörung.

Schweigend und langsam erhob sich Aina Sahel.

„Wie darfst du es wagen,“ fuhr Antigonos, seiner Erregung nicht mehr Herr, fort, „in so niedriger Kleidung vor uns zu erscheinen? Warum sorgen deine Dienerinnen nicht besser für dich?“

Digitized by Google

Wie ein Steinbild ſtand Aina Sahel da und ſagte kein Wort. Nicht einmal ihre Augen ſprachen, denn ſie hielt den Blick auf den Boden geheftet, als ob ſie ihre ganze Umgebung nicht eines Blickes wert hielt.

„Sie hat keine," ſagte Helena an Stelle Aina Sahels, kurz und herb, bedachte aber Antigonos dafür mit einem um ſo längeren Blick. Dann wendete ſie ſich zu Aina Sahel. „Meine Gäſte wollen deine Flöte hören. Alſo ſpiele!"

Aina Sahel hob jetzt den Blick und ſah Antigonos ins Auge. Der Blick war nur kurz, aber es lag eine Welt voll Empfindung und Seele darin. Was waren alle Worte gegen eine ſolche Sprache! Dann ſetzte ſie einfach und ohne jede Poſe ihre Flöte an den Mund und blies.

War es Abſicht oder Zufall? Sie blies eines jener einfachen, melodiöſen Liederchen, das ſie Antigonos ſo oft auf der Terraſſe unter Palmen und Sternenzauber in ſtillen Nächten vorgeſpielt hatte. Sie konnte gewiß nicht die Hoffnung haben, daß ſie in ſo wüſter Geſellſchaft mit dieſer kindlichen Poeſie, mit dieſen einfachen Naturlauten einen beſonderen Eindruck erzielen würde, aber auf Antigonos wirkte das Lied mit ergreifender Gewalt. Vielleicht war es der Gegenſatz zwiſchen damals und heute, vielleicht auch eine Aufwallung ſeines Gemütes, aber er fühlte plötzlich jene ſüßen Träumereien in ſeinem Inneren erwachen. Es war, als ob das Lied ihm wie durch Zauber die Gegenwart entzog und die Bilder einer beſſeren Zeit und beſſerer Menſchen enthüllte, als ob er wie durch einen Vorhang hindurch eine ſchönere Welt ſähe, in der ſich die wilden Leidenſchaften geklärt, die Sitten verfeinert und verſchönert, kurz, er ſah die Erfüllung ſeiner Ideale beim Klange der Lieder Aina Sahels.

Digitized by Google

Was er zu schwach war, in der Wirklichkeit zu erreichen, das sah er im Traum der Poesie, der Töne Aina Sahels.

War das ein Wink der ewigen Gewalt, die in der Brust der Menschen zu allen Zeiten geschlummert hat und zu allen Zeiten schlummern wird?

Sein Kopf sank immer tiefer auf die Brust, sein Blick war wie nach innen gerichtet. Er vergaß sich und seine Umgebung, und ohne daß er sich dessen bewußt wurde, füllten sich seine Augen mit Tränen.

Helena sah schärfer als Antigonos selbst, was in diesem vorging, und die kleinen und doch unnachahmlichen Lieder Aina Sahels wurden dieser zum — Todesurteil. Bisher war sich Helena in bezug auf Aina Sahel noch nicht klar gewesen, sie hatte bisher mehr aus Vorsicht als aus Überzeugung gehandelt. Jetzt sah sie klar und scharf, daß ihr in Aina Sahel etwas gegenüberstand, das sie nicht besiegen, sondern nur verderben konnte. Warum hätte sich Helena eine solche Nebenbuhlerin gefallen lassen sollen? Die Achtung vor einem Menschenleben stand damals so tief, daß sie in den Entschlüssen der Machthaber kaum Bedeutung hatte. Warum hätte sie Helena hindern sollen? Die Tränen ihres Gemahls reiften ihren Entschluß, und daran änderten auch Aina Sahels Demut und Unterwürfigkeit nichts. Es mußte zum Ende kommen.

Helena hätte Aina Sahel auf der Stelle abführen und ins Meer werfen lassen können, aber sie hätte sich vermutlich dadurch den Zorn ihres Gemahls zugezogen. Das wollte sie natürlich nicht. Es mußte unauffälliger geschehen. Eine Krankheit, ein Fieber oder irgend ein Unglücksfall mußte ihr Verschwinden erklären. Wozu hatte denn Helena die Hunderte von Dienern und Dienerinnen?

Digitized by Google

Unwillkürlich schlug sie heftig auf den Tisch, so daß die Weinkrüge umfielen und ihr Inhalt über ihr Kleid floß.

„Höre auf!“ fuhr sie Aina Sahel an.

Betroffen sahen die Leute, die Helena zunächst lagen, auf.

„Ja, ja,“ näselte der dicke Senisiades schlaftrunken, „sie ist zu langweilig! Fort damit! Laßt lieber ein paar hübsche griechische Tänzerinnen kommen. Was soll uns das braune Gesindel aus Afrika!“

Auch Nenia machte eine abfällige Bemerkung. Die anderen lachten Beifall.

„Führt sie fort!“ befahl Helena.

Die Soldaten nahmen Aina Sahel in die Mitte und waren eben im Begriff, sie wieder in ihr unterirdisches Gefängnis zurückzuführen, als Helena noch einmal Syrtin zu sich rief.

„Was befiehlst du, Herrin?“ fragte er.

Helena sprach leise mit ihm. Niemand verstand es.

„Djedaida!“ flüsterte Bursas hinter seinem Vorhang der am Boden Liegenden leise zu, als ob er sie auf die Vorgänge aufmerksam machen wolle.

„Sei still!“ winkte diese ab, worauf Bursas wieder schwieg.

„Warum hat Aina Sahel keine Dienerinnen mehr, wie sie sie früher gehabt?“ fragte Antigonos drinnen im Saale Helena.

Diese sah eben gespannt hinter den Soldaten her, die Aina Sahel abführten. Sie hörte vielleicht die Frage ihres Gemahls nicht oder wollte sie nicht hören. Sie war offenbar unwillig darüber, daß ein so armseliges Ding wie diese Aina Sahel so großen Eindruck auf Antigonos machen konnte. Ihre Absicht war über Erwarten mißglückt. Statt Antigonos durch den An-

Digitized by Google

blick der heruntergekommenen Sklavin von seiner Verirrung zu heilen, war die Sache schlimmer als je geworden und bedurfte einer Radikalkur.

„Ich wünsche, daß Aina Sahel gehalten wird, wie sie bisher gehalten worden ist," fuhr Antigonos nach einer Pause, während der er vergeblich auf Antwort wartete, bestimmter fort, „und daß ihr ihre Kleider, ihr Schmuck, ihre Dienerinnen zurückgegeben werden und sie eine angemessene Wohnung erhält."

„Gewiß," erwiderte Helena jetzt rasch und fügsam.

„Ich will sie nicht wieder so sehen, wie ich sie jetzt sehen mußte," klang es fast drohend.

„Gewiß," wiederholte Helena und dachte bei sich: „Du wirst sie überhaupt nicht wieder sehen."

Hinter dem Vorhang stand Djedaida auf. „Du hast recht, Bursas," sagte sie leise und nachdenklich, „das geht um Leben und Tod."

„Was willst du tun?" fragte dieser. „Da ist keine Zeit mehr zu verlieren, wenn noch etwas gerettet werden soll. Wir müssen handeln!"

„Noch weiß ich nicht, was geschehen soll," gab Djedaida zur Antwort, indem sie langsam den Gang zurückschritt, „aber ich werde es noch heute wissen. Einstweilen gehst du zu Syrtin, dem Wachthabenden, und suchst zu erfahren, was er vorhat. Laß ihn nicht aus den Augen. Hörst du, Bursas? Ich muß zu meiner Tochter. Aber versprich mir, daß du Syrtin nicht aus den Augen lassen willst, bis ich zurück bin."

„Sei ohne Sorge."

„Du weißt, um was es sich handelt, Bursas!" mahnte Djedaida nochmals.

Bursas winkte ihr beruhigend mit der Hand und schlich dann hinter den Soldaten her, die eben mit Aina Sahel wieder die Treppe hinabgingen.

Digitized by Google

Aus dem Speisesaal klangen Lärm und rohes Gelächter.

Achtes Kapitel.

Große Festlichkeiten haben zu allen Zeiten eine gewisse Ernüchterung zur Folge gehabt, und wenn sie so angreifend waren wie die Hochzeitsfeier des Fürsten Antigonos, so stellte sich auch hier eine gewisse Übersättigung, eine Mißstimmung, um es deutlich zu sagen: ein böser Katzenjammer ein. Antigonos hatte durch seine Wahl viele Vorteile errungen. Er durfte einen weißen Mantel mit Purpurrand tragen, durfte bei öffentlichen Aufzügen auf einem goldgezäumten Elefanten reiten und dem Senat Gesetze vorlegen. Aber das waren Äußerlichkeiten. Sein Magen blieb der Magen eines gewöhnlichen Menschen, und wenn er unmäßig war, litt er unter den Folgen ebenso wie der ärmste Lastträger am Hafen.

In dieser Stimmung lag er im Atrium seines Hauses vor dem Springbrunnen, der ihm Kühlung bringen sollte, auf einem Kissen, als Djedaida mit einem Krug in der Hand bei ihm eintrat.

„Nun?“ fragte er, „hast du den Trank?“

Dabei sah er sie scharf und mißtrauisch an. Wer konnte wissen, was die alte Gaunerin für ihn zusammengebraut hatte? Der heilige Äskulap hatte damals eben noch keine vertrauenswürdigen Jünger.

„Ja, Herr,“ antwortete Djedaida kalt und gleichgültig. „Da ist er.“

Antigonos nahm den Krug, sah hinein, roch hinein — ein fader, abgestandener, herber Geruch kam ihm entgegen. Er gab den Krug zurück und sagte: „Trinke du zuerst!“

Djedaida nahm den Krug zurück und trank, obgleich

Digitized by Google

sie durchaus keine Übelkeit verspürte, einen tüchtigen Schluck.

„Nun?“ fragte Antigonos gespannt und sah ihr aufmerksam ins Gesicht.

„Der Trank ist gut, Herr. Er wird dir Erleichterung verschaffen. Nicht sofort, aber in einigen Stunden.“

„Warum nicht sofort?“

„Es gibt kein solches Mittel, Herr.“

Antigonos machte eine ungeduldige Bewegung, nahm aber dann doch den Krug und trank.

„Du kannst, wenn du willst,“ fuhr Djedaida fort, „in einer halben Stunde noch einmal davon trinken, wenn du die Wirkung beschleunigen willst.“

„Warum nicht gleich?“

„Weil das nichts nützt.“

In früheren ähnlichen Fällen hatte Antigonos der alten Djedaida mit Stockhieben gedroht, wenn ihr Mittel nichts nütze oder nicht die von ihm gewünschte Wirkung habe. Das tat er jetzt nicht mehr. Djedaida war in ihren Verordnungen so ruhig und bestimmt, daß er in seiner körperlichen Hilflosigkeit Achtung vor ihr bekommen hatte, und namentlich wollte er es mit ihr für alle Fälle nicht verderben. Er hatte begriffen, daß sich die Menschen vor dem Arzt — und Djedaida war doch nun einmal sein Arzt, da er keinen besseren hatte — nicht dadurch unterscheiden, ob sie Fürst oder Bauer, Bürger oder Sklave sind, sondern ob sie gesund sind oder nicht.

„Geh!“ befahl er kurz.

Djedaida küßte leicht sein Kleid und ging.

Kaum war sie aber hinter dem Vorhang, der das Atrium von dem Vorraum trennte, verschwunden, als ihm ein plötzlicher Einfall, eine flüchtige Erinnerung durch den Kopf ging, an die er vorher nicht gedacht.

Digitized by Google

„Djedaida!“ rief er hinter ihr her.

In demſelben Augenblick trat ſtatt der Gerufenen ſein Türſteher Tätus in das Atrium.

„Was willſt du?“ herrſchte ihn Antigonos unwillig an.

„Der Oberprieſter Tellias iſt ſoeben gekommen und wünſcht dich zu ſprechen.“

Antigonos war verſtimmt und fieberte auch ein wenig. Er dachte, daß der alte Tellias wohl einen paſſenderen Augenblick hätte finden können, um ihn zu beſuchen. Aber zurückweiſen durfte er den Beſuch doch nicht. Es war nicht nur der Oberprieſter am Zeustempel, der ihn zu ſprechen wünſchte, ſondern auch ſein Schwiegervater, der wohl, den Gepflogenheiten entſprechend, jetzt kam, um die Neuvermählten zu beglückwünſchen. Das war Sitte und hatte zunächſt nur den Sinn, daß ſich der Schwiegervater von der Wohlfahrt ſeines Kindes und von ſeiner Einrichtung im neuen Heim überzeugen wollte.

„Führe ihn her,“ ſagte Antigonos alſo kurz und erhob ſich ſeufzend von ſeinem Lager, um dem hohen Gaſt entgegenzugehen. Dabei ſah er die alte Djedaida hinter dem Vorhang ſtehen, die wohl dort auf ſeine Befehle noch wartete. „Es iſt gut,“ ſagte er zu ihr, „ich brauche dich jetzt nicht mehr.“

Unter der Säulenhalle des Hauſes ſtand die Sänfte, in der die Sklaven den Oberprieſter hergetragen hatten, ein bequemer, langer Liegeſtuhl mit einem Baldachin darüber zum Schutz gegen die Sonne, unter dem man aber nach allen Seiten gut hervorſehen konnte, wenn die Herrſchaften durch die Straßen getragen wurden.

Die Träger hatten die Sänfte eben niedergeſetzt, und Tellias war ausgeſtiegen.

„Sei mir gegrüßt, ehrwürdiger Tellias!“ rief ihm

Digitized by Google

Antigonos entgegen. „Die Götter segnen deinen Eingang in mein armes Haus.“

Tellias reichte ihm die Hand. „Um dein — armes Haus zu sehen, bin ich gekommen, wohledler Antigonos,“ erwiderte der Oberpriester lachend. „Man erzählt sich ja Wunderdinge davon, und ich wollte also die erste Gelegenheit benützen, um mir die Veränderungen und Verschönerungen zu besehen, die du in der letzten Zeit vorgenommen hast. Du weißt nicht, wie es mich geschmerzt hat, daß ich deinen Hochzeitsfeierlichkeiten wegen Krankheit habe fernbleiben müssen. Senisiades hat mir aber davon erzählt. Auch von den Bildern, mit denen du deinen Speisesaal hast ausmalen lassen, von den weiten Gärten, die bis über die Stadtmauern hinaus Duft und Wohlgerüche verbreiten. Senisiades sagte, du wohnest jetzt so, daß dich die Götter darum beneiden müßten. Das will ich sehen, wohledler Antigonos.“

Der Fürst wußte sehr wohl, daß Tellias nicht so viele Worte machte, um ein paar Bilder oder neue Gartenanlagen zu sehen. Er hatte offenbar andere Absichten. „Es ist alles dein, ehrwürdiger Tellias,“ erwiderte er mit übertriebener Höflichkeit. „Du hast hier zu befehlen. Aber während wir besehen, womit mich die Götter begnadet haben, hast du wohl auch die Güte, mir zu sagen, was dich zu mir führt?“

„Die leidigen Geschäfte,“ jammerte Tellias, sich langsam über den Kopf streichend, „die leidigen Geschäfte! Kannst du nicht warten damit? Laß uns doch erst dein Haus besehen, freundlieber Antigonos, laß uns die neuen Bilder besehen und uns freuen, daß wir leben. Die Geschäfte — ach, die kommen noch zeitig genug!“

Damit gingen sie die lange Galerie, die quer durch

Digitized by Google

das Hauptgebäude lief und mit herrlichen Statuen bester griechischer Arbeit ausgefüllt war, entlang und kamen nach dem im Anbau befindlichen Speisesaal, der nun allerdings an Luxus und Pracht alles damals Gewohnte in den Schatten stellte. Es war ein längliches Viereck, in dessen Mitte ein großer Springbrunnen seine Wasser in die Höhe warf, die bei festlichen Gelegenheiten stark parfümiert wurden. An den Wänden standen die niedrigen Tische mit den Polstern, auf denen die Schmausenden während des Essens zu liegen pflegten. An den Wänden selbst waren Gemälde in wunderbar leuchtenden Farben, wie sie die neuere Technik nicht mehr kennt, und wie man sie nur noch in den Ausgrabungen des alten Pompeji sehen kann. Die Bilder, die unmittelbar auf die Wand aufgemalt waren, stellten meist Szenen aus der griechischen Mythologie dar und waren offenbar von den besten Meistern der Zeit geschaffen. Da waren „Die Opfer des Minotaurus", zehn Jungfrauen, die Athen alljährlich dem Minotaurus auf Kreta opfern mußte, immer eine schöner und verführerischer gemalt als die andere. Ferner „Herkules und Omphale", „Der Garten der Hesperiden", auf dem sich Landschaftsmotive aus des Antigonos' eigenem Garten befanden, ein herrliches, farbenprächtiges Bild des aufgeregten Meeres mit einer Anzahl erschreckter Nereiden, die sich ängstlich auf schroffe Küstenfelsen geflüchtet hatten.

„Ei, ei," schmunzelte Tellias, „du weißt zu leben, freundlieber Antigonos, du weißt zu leben."

Über dem Speisesaal sah man den freien Himmel. Eine Decke war nicht da, sondern nur bunte Seidentücher, die bei schlechtem Wetter darüber gespannt wurden. Alles war in eine wahre Sinfonie von Licht und Farbe getaucht, ein traumhaft schönes Bild der hellen Lebensfreude und Lebenstrunkenheit.

Digitized by Google

Als sie weitergingen, kamen sie auch in den Saal der großen Empfänge, wo Antigonos die Abordnungen der Bürger von Akragas, denen er natürlich besonders imponieren wollte und mußte, dann auch die Gesandtschaften fremder Staaten und Städte empfing. Hier besah sich Tellias mit besonderem Interesse den mächtigen Thronsessel von Akragas, der erst in das Haus des Antigonos gebracht worden war, als dieser Fürst geworden. Der Thronsessel, der eigentlich „die Stufe des Himmels" hieß, war ein Stück von ganz unmeßbarem Wert, um den sich die Sagen und Märchen des Altertums wie ein goldenes Netz spannten. Nach ihnen stammte der Sessel aus dem zerstörten Troja, von wo ihn die griechischen Sieger als Beute mit nach Athen brachten. Von dort war er bei Gründung von Akragas dahin übergesiedelt und stellte nun die Macht und Herrlichkeit dieser Stadt dar. Er war über und über mit Edelsteinen besät, deren beide größten die Armlehnen zierten. Der eine dieser sonnengleich strahlenden Steine war bei der Eroberung von Troja von einem Soldaten ausgebrochen und bei späterer Gelegenheit einer indischen Tänzerin geschenkt worden, die seinen Wert auch nicht kannte und ihn für ein seidenes Haarband an einen Juden aus Bagdad verkaufte. Manche behaupteten, der Stein habe ein so wunderbares Feuer, daß er auf der Erde überhaupt nicht verborgen werden könne.

„Du weißt zu leben, freundlieber Antigonos," seufzte Tellias wieder, sehnsüchtig die schönen Steine besehend, „du weißt zu leben."

Der größte Vorzug der Wohnung des Fürsten, um den ihn wirklich die Götter hätten beneiden können, war aber die Lage des Hauses und die weit ausgedehnten Gärten, die daran stießen. Welche herrliche Aus-

Digitized by Google

ſicht über die Stadt und das blaue Meer, über die ganze Südküſte der Inſel genoß man von den ernſten, ſchwarzgrünen Zypreſſenalleen, die jenſeits der Stadtmauer auf den höchſten Punkten der Landſchaft hinliefen und dem Ganzen einen ſo charakteriſtiſchen, ſtimmungsvollen Reiz gaben! Wie koſtbar erfriſchend, wie ſelbſtſchöpferiſch, anregend und lebenweckend wehten die Abendwinde vom Meere her über dieſe maleriſch gewellten Anhöhen hin, wie ſüß dufteten die Rankroſen, die ſich an Mauern und Terraſſen in märchenhafter Fülle und Üppigkeit hinzogen! Und wenn der Mond heraufzog aus dem Meere, goldgelb und rieſengroß, wie geheimnisvoll ſpielten ſeine Lichter durch die dunklen Gänge, wie glitzerten ſie in den Waſſerbecken der Springbrunnen, die über weiße Marmorſtufen rieſelten, wie geſpenſtiſch raſchelten die langarmigen Palmen im Nachtwind!

Ja, der Fürſt von Akragas wohnte wie ein Gott!

„Und das alles willſt du leichtſinnig in Frage ſtellen wie ein Kind, das an nichts denkt, freundlieber Antigonos!“ ſagte Tellias plötzlich.

Antigonos hörte ſofort am Ausdruck und an der Betonung, daß Tellias jetzt von den „leidigen Geſchäften“, vom Zweck ſeines Kommens reden wollte. Sie lagen beide in einer breiten, bequemen Sänfte, die von den Sklaven durch die langen Alleen langſam und bedächtig getragen wurde.

„Ich verſtehe dich nicht, ehrwürdiger Tellias,“ erwiderte Antigonos. „Was meinſt du? Wieſo ſtelle ich das alles leichtſinnig in Frage?“

Sie wurden gerade eine kleine Marmortreppe hinaufgetragen, die zu einem zierlichen Tempel führte, in dem ein Bild der Pallas Athene ſtand. Tellias ſtöhnte. Die Sklaven, die die Sänfte trugen, konnten

Digitized by Google

auch bei größter Geschicklichkeit und Vorsicht einige kleine Stöße auf der Treppe nicht vermeiden.

„Steht still!“ befahl Tellias ärgerlich.

Die Sänfte hielt gerade vor den Tempelsäulen.

„Komm, laß uns aussteigen, wohledler Antigonos,“ fuhr Tellias fort, „und uns in dem Tempel der Weisheit dort lagern. Wir werden sie brauchen können bei unserer Unterhaltung. Deine Sklaven aber schicke zur Mühle. Vielleicht sind sie dort besser am Platze als zum Sänftetragen. Fort mit ihnen!“

Als sie allein waren, setzten sie sich auf den Tempelstufen zu Füßen des Götterbildes nieder, vor sich das tiefblaue, ungeheure Rund des Meeres und unter sich die Stadt mit ihren Straßen und Plätzen, ihren Tempeln und Basiliken, ihren buntbemalten Götterbildern und reich ornamentierten Häuserfassaden und Triumphbögen.

Tiefe Stille ringsum. Der Lärm der Stadt drang nicht bis zu ihnen herauf.

Erwartungsvoll sah Antigonos den Oberpriester an.

„Du hast dem Senat ein Gesetz zur Beratung vorlegen lassen,“ sagte dieser endlich, „das den Bürgern verbietet, ihre Sklaven selbst zu strafen und zu töten, das vielmehr alle Streitigkeiten mit diesen vor die öffentlichen Richter verweist. Weißt du, was das besagt?“

„Natürlich weiß ich das,“ entgegnete Antigonos. „Ich will damit das Schicksal dieser armen Geschöpfe, die die Götter uns in die Hand gegeben, mildern, will die wilden Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten, zu denen unser Volk in seinem Übermut nur zu sehr neigt, verhindern, damit das Menschentum mehr gehoben und gewürdigt werde. Es hat Zeiten gegeben, in denen ein Sklave billiger war als ein Zugpferd. Muß

Digitized by Google

er deshalb schlechter behandelt werden? Er ist doch auch ein Mensch, und noch dazu ein Mann, auf dessen Kraft und Arbeit unser Staat und unser Reichtum ruht."

„Eben deshalb muß er —"

Aber Antigonos fuhr, ihn unterbrechend, hitzig fort: „Ich will auch ein Gesetz für die Richter machen, nach dem sie die Vergehen und Verbrechen der Sklaven richten sollen, milde und gerecht, zur Abwehr der Willkür und Leidenschaft des einzelnen."

„Mein Sohn," begann Tellias von neuem.

Aber Antigonos ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Du hättest sehen sollen, Tellias," ereiferte er sich immer mehr, „was ich gesehen habe. Wir hatten am Tage von Eregas etwa siebzig- oder einundsiebzigtausend Gefangene. Sie wurden, je zwei an Fuß und Hand zusammengefesselt, nach Akragas gebracht, um als Sklaven verkauft zu werden. Im glühenden Sonnenbrand, durch unwirtliche Gebirge, ohne Wasser — wir hatten für uns selbst keines — schleppten sich diese Elenden in langen, endlosen Kolonnen tagelang dahin. Wir brachten noch nicht sechzigtausend nach Akragas. Der Rest bezeichnete als Leichen den Todesmarsch, den wir zurückgelegt. Wenn du das gesehen hättest, Tellias, so hätte das Mitleid mit diesen Ärmsten der Armen dir das Herz zerrissen, und statt mir in den Arm zu fallen, würdest du mir helfen, das Los der Besiegten zu bessern."

„Mitleid ist eine schöne Sache, wenn es nichts kostet, Antigonos. Wenn es sich aber um die Existenz des Staates und unserer selbst handelt, wenn —"

„Laß das Herz sprechen, Tellias, denn nur das Herz diktiert des Volkes Wohl."

„Mein Herz spricht, Antigonos, aber es spricht für

Digitized by Google

den Staat. Und du rüttelst an seiner Grundlage, erschütterst den Boden, auf dem unsere Herrschaft ruht. Glaubst du, es würde auch nur ein einziger Sklave auf deinen Landgütern arbeiten, in deinen Weinbergen, auf deinen Handelschiffen, wenn er nicht muß? Nur dem Zwang gehorcht der Mensch. Du bist nichts, wenn du nicht andere zwingen kannst, deinen Willen zu tun."

„Aber ich will ja nur —"

„Rede nicht, sondern sieh!" unterbrach ihn Tellias. Dabei stieß er mit dem Fuß aus dem Mosaikboden, auf dem sie lagen, und der eine Zentaurenschlacht darstellte, einen Stein heraus. Der Stein rollte auf der Kante der Marmortreppe hinab, immer schneller und schneller, bis er endlich, von Stufe zu Stufe springend, in der Tiefe verschwand.

„Hast du gesehen?" fragte Tellias leise.

„Was habe ich denn gesehen? Daß ein Stein zu Boden rollt. Was weiter? Es ist ein Naturgesetz, daß ein Stein von oben nach unten fällt. Er wird vermutlich bis auf den Boden des Meeres rollen, wenn er nicht unterwegs aufgehalten wird."

„Sehr richtig. Aber du hast doch nicht gut aufgepaßt, mein Sohn. Du hast nicht gesehen, wie wenig es erforderte, den Stein aus seinem Gefüge zu lösen und ins Rollen zu bringen. Ein kleiner Stoß — und er rollte fort. Wer weiß, wohin? Und du willst sogar ein Gesetz machen, um den Stein aus seinem natürlichen Gefüge zu lösen! Was weißt du, was weiß ich oder irgend jemand davon, wohin der Stein rollt? Was will das heißen, wenn du sagst: Ich will ja nur das oder das. Es ist ganz überflüssig, zu erörtern, was du willst. Du stehst im Begriff, an dem Gefüge des Staates zu rütteln, das der Wille der Götter

Digitized by Google

auf Erden geschaffen hat. Weißt du auch, was das heißt?"

Antigonos machte eine heftige Bewegung, aber Tellias ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Das heißt die Ordnung der Welt leichtsinnig zerstören," fuhr er eifrig fort, „unzählige Kriege und Menschenmord und Menschenelend heraufbeschwören, den Fluch späterer Generationen noch auf dich laden und dich selbst dem Ungewissen preisgeben, weil du den Stein ins Rollen gebracht hast, ohne zu wissen, wohin er fällt."

„Aber Recht und Unrecht —"

„Sei still, mein Sohn! Was geschieht denn den Sklaven, was uns nicht auch geschieht, wenn wir in ihre Lage kommen? Würdest du nicht darüber lachen, wenn ein Pferd sich darüber beschwerte, daß die Götter nicht auch einen Menschen aus ihm gemacht haben? Es ist dasselbe, als wenn ein Sklave sich darüber beschwert, daß er nicht auch ein Herr geworden ist. Nimm dein Gesetz zurück, oder vertage seine Beratung. Du hast ja hundert Mittel, um es sanft in Vergessenheit gleiten zu lassen. Hast du denn nie daran gedacht, was die nächsten Folgen deiner unvorsichtigen Menschenliebe sein werden? Es ist ein Eingriff in das Eigentumsrecht der Bürger. Die Bürger werden dir das nicht vergessen. Sie werden dich nicht wieder wählen, und du wirst Muße genug haben, darüber nachzudenken, wie schwer die Welt zu regieren ist. Tröste dich, Antigonos. Das Unrecht des einen ist das Heil des Ganzen. — Uff! Diese Hitze!"

Die Staatsweisheit machte dem alten, etwas beleibten Tellias warm, und er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Auch Antigonos, bei dem der Trank der alten

Digitized by Google

Djedaida noch nicht recht zur Wirkung kommen wollte, verspürte eine drückende Schwüle. Bei allem guten Willen, den er hatte, in seinem Staatswesen wenigstens das schreiendste Unrecht zu beseitigen, hätte er doch nicht geglaubt, daß das mit so vielen Schwierigkeiten, mit so viel Wenn und Aber verknüpft sei. Er sah ein, daß der gute Wille allein nicht genügte. Es gehörte eine titanische Kraft und Gewalt dazu, die Menschheit auch nur einen Schritt vorwärts zu bringen. Tausend unsichtbare Fäden und Ketten hielten ihn zurück, tausend Hindernisse und Rücksichten fesselten ihn, nicht am wenigsten — er selbst. Tellias hatte wirklich nicht so unrecht. Er würde durch ein solches Gesetz seine Popularität verlieren, seinen Einfluß, seine Stellung — und wohl auch seine Einkünfte, wenigstens teilweise.

Und wem zugunsten? Den Sklaven!

Dazu diese Hitze! Die Luft flimmerte und zitterte. Sie machte unlustig und schläfrig.

Antigonos wollte es scheinen, als ob die Menschenliebe für ihn ein recht teurer Spaß sei. Vor einigen Tagen erst war ihm gemeldet worden, daß man am Hafen einen der Hafenwächter tot aufgefunden habe, ein Messer im Herzen. Man brachte damit in Verbindung, daß einige Sklaven in der Stadt vermißt wurden, und schloß, daß sie nach dem Mord auf das Meer geflohen seien. Wohin? Niemand wußte es, und man begnügte sich mit der menschenfreundlichen Hoffnung, daß Poseidon ein Einsehen haben und sie verschlingen werde. Daß einmal ein paar Sklaven entflohen, war ja nichts Neues und brauchte den Fürsten noch nicht zu beunruhigen, wenn man auch nicht wissen konnte, was daraus entstand.

Aber noch anderes kam hinzu. In seinem eigenen Hause hatte man ein Gespenst mit feurigen Augen

Digitized by Google

gesehen, das nicht auf der Erde ging wie andere Geschöpfe, sondern durch die Luft schwebte und mit seinem Atem die Leute betäubte. Zu anderen Zeiten hätte sich Antigonos über solchen abergläubischen Schnickschnack wohl hinweggesetzt, aber seit einiger Zeit — seit er Fürst von Akragas geworden, oder richtiger, seit er Helena geheiratet, oder noch richtiger, seit er Alina Sahel verstoßen hatte — war er nicht mehr wie früher. Wohl hatte er die Wachen am Hafen und auch in seinem Hause verdoppelt und Auftrag gegeben, das Gespenst unbedingt zu ergreifen und vor ihn zu bringen, aber — man hatte nichts gebracht, und auch die geflohenen Sklaven blieben verschollen.

Auch das wäre wohl für Fürst Antigonos kein Grund gewesen, sich zu beunruhigen, seine Bangigkeit, sein Unsicherheitsgefühl war mehr innerlicher, seelischer Natur, das den äußeren Anlaß nur als Vorwand nahm.

Nun hatte Tellias soeben noch gemeint, den Sklaven geschehe doch nichts weiter, als was anderen auch geschehen würde, wenn sie an ihrer Stelle wären. Dieser selbstverständliche Hinweis hatte den Fürsten in seiner bangen Stimmung geradezu erschreckt. Wie denn? Wie sollte denn das geschehen, daß sie an der Sklaven Stelle kämen? War denn so etwas Ungeheuerliches nur möglich? Die Burg von Akragas — er sah sie von seinen Gärten aus stolz und unbezwinglich liegen — stand hoch und fest, die Schlachtelefanten, die ihm schon den Sieg von Eregas verschafft, standen zahlreicher wie je in seinen Ställen, seine Truppen waren unzählbar. Was also konnte ihm denn geschehen?

Und doch diese Bangigkeit, diese Unruhe, dies Unsicherheitsgefühl, das ihn nicht mehr verließ! Die Furcht, sein Leben als Sklave zu beenden, so toll, so

Digitized by Google

wahnsinnig und grundlos sie war, lag wie ein Ungeheuer auf dem Grunde seiner Seele.

Fürst Antigonos ließ ja den Erbfeind von Akragas, den Feldherrn Himilko und die Stadt Karthago, nie aus dem Auge, besonders seit seinem Wortbruch in bezug auf Aina Sahel, die er im Friedensvertrag versprochen hatte, als Geisel zu bewahren, die er also nicht als Sklavin betrachten durfte, und hatte ja seine Spione überall, aber bedienten sie ihn auch so gut, wie er sie bezahlte?

Die Luft flimmerte und zitterte noch immer. Die Hitze stieg, und der Trank der alten Djedaida wollte noch immer seine Wirkung nicht ausüben.

Eine schwüle Schwere befiel Antigonos. Es war so ruhig um sie herum, daß man die Bienen summen hörte.

Plötzlich ein schriller, markerschütternder Schrei. „Mörder! Mörder!“ schrie eine Frauenstimme in Todesangst.

„Syrtin!“ rief jemand. Dann ein wilder, halberstickter Fluch und ein dumpfer Fall — alles im Bruchteil einer Sekunde.

Antigonos war sofort aufgesprungen und lief die Treppe hinab, ohne sich weiter um Tellias zu kümmern. Er hatte die Stimme Aina Sahels gehört, diese durchdringende feine, erschreckte Stimme, die wie ein verzweifelter Hilferuf klang. Ihm war, als ob ihm selbst Gefahr drohe, als er diese Stimme hörte. Ein namenloses, ihm selbst rätselhaftes Gefühl des Zorns und der Angst durchströmte ihn. Wie besinnungslos rannte er die Stufen hinab. Konnte nicht an diesem Augenblick Tod und Leben hängen? Vielleicht kam er schon zu spät.

Als er sich dem Hause näherte, sah er eine Sklavin

Digitized by Google

mit einem Wasserkrug in der Hand aus dem Hause kommen, die vermutlich aus einem der Springbrunnen Wasser holen wollte.

„Was ist geschehen?“ rief er sie an.

Das Mädchen blieb beim Anblick des Fürsten vor Schreck stehen und konnte zunächst gar nichts sagen.

Antigonos packte sie am Arm und schüttelte sie heftig, als ob er sie dadurch zur Besinnung bringen wollte.

„Ich — ich weiß von nichts, Herr,“ stotterte sie endlich. „Ich — ich soll Wasser holen und —“

Ärgerlich stieß er sie heftig von sich. Atemlos betrat er das Haus und lief nach dem Untergeschoß, wo man Aina Sahel mit ihren Dienerinnen seit einigen Tagen wieder untergebracht hatte.

Als er in den Gang trat, der zu ihren Zimmern führte, hörte er leises Sprechen, konnte aber nichts unterscheiden. Gleich darauf schlug er den Vorhang zu Aina Sahels Zimmer zurück und trat ein.

Aina Sahel stand in der Ecke des Zimmers, offenbar noch unter dem Einfluß einer eben stattgehabten furchtbaren Szene. Am Boden des Zimmers lag, scheinbar tot, ein Soldat, kaum zwei Schritte davon lag Bursas, aus einer Wunde auf der Brust heftig blutend. Neben ihm kauerte Djedaida. Sie hatte in der Eile und wahrscheinlich, weil sie nichts Besseres zur Hand hatte, ihr Kopftuch heruntergerissen und suchte damit das Blut zu stillen. Sie sah fürchterlich aus mit den spärlichen weißgrauen Haarsträhnen, durch die die braune Kopfhaut durchschimmerte.

Antigonos schritt eilig auf Aina Sahel zu und suchte ihre Hand zu fassen. „Du bist unverletzt,“ hastete er hervor, „den Göttern sei Dank! Ich hörte dich rufen,

Digitized by Google

Alina Sahel — rede, sprich zu mir, nur ein Wort, damit ich sicher bin, daß du gesund bist!“

Alina Sahel sah ihn kalt, fast verächtlich an, aber ihre Hand ließ sie ihm, weil sie es nicht hindern konnte.

Betroffen trat er von ihr zurück. Wie eine große Enttäuschung kam es über ihn. Er hatte vielleicht gehofft, daß seine Angst und Eile ein Echo in ihr wecken würde, und sah nun zu seinem Erstaunen, daß sie ihm gegenüberstand wie Eis. Der Herr, der Fürst regte sich in ihm. Verletzter Stolz, verletzte Eitelkeit beschlich ihn, vielleicht auch verletzte Liebe.

„Was hat es gegeben?“ fragte er in strengerem Ton. „Rede!“

Alina Sahel aber wandte sich von ihm ab und sah auf Djedaida und Bursas nieder. „Ist er tot?“ fragte sie besorgt.

Da ließ Antigonos ihre Hand los und trat von ihr weg — zu dem verwundeten Bursas. Er war plötzlich wie ernüchtert. Ruhig sah er zu, wie Djedaida die Wunde sorgfältig untersuchte, wusch und verband.

„Er lebt,“ murmelte die Alte, ohne sich in ihrem vorsichtigen Gebaren zu unterbrechen, „er atmet. Den Göttern sei Dank, sie werden ihn erretten.“

Alina Sahel faltete die Hände. „Götter meiner Heimat,“ betete sie leise, „und du, heilkundiger Peon*), schützt und erhaltet sein Leben, das er für mich opfern wollte.“

Jetzt marschierte draußen die Palastwache auf, die durch den Lärm im Hause herbeigeführt wurde. Als aber ihr Führer durch den Vorhang hereinsah und den Fürsten bemerkte, zog er sich wieder zurück und

*) Der karthagische Gott der Heilkunde.

Digitized by Google

blieb mit seinen Leuten auf dem Gange stehen, bis er gerufen würde.

Djedaida stand auf. „Ist keine Sänfte da, um ihn fortzubringen?“ fragte sie.

Antigonos winkte den Dienerinnen, die sich inzwischen wieder eingefunden, damit man eine Sänfte bringe, und sah nachdenklich nun auch den am Boden liegenden Soldaten an. Er kannte ihn zufällig. Es war der zu seiner Leibwache gehörige Syrtin. Er war tot. Man sah an ihm keine Wunde, nur ein brauner, blutunterlaufener Fleck auf der Stirn war sichtbar.

Wieder fiel sein Blick auf Aina Sahel, die noch immer mit vor Aufregung zitternden Gliedern, aber stumm in der Ecke stand, den Blick ängstlich auf den verwundeten und ohnmächtigen Bursas gerichtet.

Als dieser endlich fortgetragen wurde, machte sie eine Bewegung, als ob sie der Sänfte folgen wollte.

„Bleibe!“ sagte Antigonos und faßte sie wieder bei der Hand.

Da blieb sie stehen, während die übrigen das Gemach verließen.

Als sie allein waren, sah er ihr eine lange Weile stumm in die Augen. Sie zitterte leicht und bot offenbar alle Kraft auf, sich zu beherrschen.

„Aina Sahel!“ sagte er endlich weich und fast zärtlich.

Sie schwieg zunächst, als ob sie überlege. Dann fragte sie ruhig: „Was befiehlst du?“

„Sage mir, was hier geschehen ist.“

Sie neigte das Haupt, blieb aber stumm.

Erstaunt haftete sein Blick auf ihren Zügen, die noch immer einen so hinreißenden Liebreiz hatten. Was war aus dem Mädchen in der kurzen Zeit geworden! Früher war sie wie ein Kind. Er konnte sie

Digitized by Google

weinen und lachen machen, wie er wollte. Wenn er sie bat, tanzte sie vor ihm, wie er es graziöser und lieblicher nie gesehen, oder sie spielte die Flöte mit zauberischer Weichheit und phantastischer Träumerei. Und jetzt stand sie vor ihm wie eine Statue. Wenn sie hätte reden wollen, so war er sicher, von ihr die Wahrheit zu erfahren. Sie war viel zu stolz und zu vornehm, als daß sie ihn hätte belügen können. Aber wenn sie nicht reden wollte, so konnte er sie auf die Folter spannen, sie hätte kein Wort gesagt.

„Woher diese Veränderung zwischen uns, Alina Sahel?" fragte er wieder weich, fast bittend.

„Das fragst du mich?" erwiderte sie und sah ihm fest in die Augen.

Er ertrug den Blick nicht. Er wandte sich zum Gehen. Er wußte wohl, was sie meinte. Er hatte sie ja „verschenkt". Aber er war noch weit entfernt, zu verstehen und zu fühlen, welch bitteres Unrecht er ihr getan, und wie tief sie es fühlte. Seine fürstliche Herrlichkeit verhinderte ihn an der richtigen Einschätzung anderer.

Neuntes Kapitel.

Als Alina Sahel sich allein sah, breitete sie ihre Arme weit aus, als wolle sie nach irgend etwas fassen oder Hilfe suchen. Dann schlug sie sie, tief aufseufzend, auf der Brust zusammen und blieb so eine Weile regungslos stehen. Allmählich füllten sich ihre Augen mit Tränen, die Seufzer wurden immer hilfloser und verzweifelter, die Tränen strömten reichlicher — arm und unglücklich, verlassen und verstoßen stand das Kind in einer fremden Welt, von Verrat und Hinterlist umgeben, vom Tode bedroht.

Digitized by Google

Da riß sie ein kleines, plump aus Gold geformtes Amulett hervor, das sie an einer Kette um den Hals trug. Es war eine Nachbildung des Götterbildes, wie es im Tempel des Baal-Moloch in Karthago stand, eine unförmliche menschliche Gestalt, die auf einem Kissen saß, mit ungeheurem, breitem Leib und wildem Kopf, aus dem zwei rote Feueraugen glühten. Die Feueraugen waren durch zwei Rubine angedeutet, in Wirklichkeit aber, im Tempel des Baal-Moloch in Karthago, sprühten wirkliche Flammen aus den Augenhöhlen, die aus dem Feuer im Innern des Götterbildes hervorlohten und in das man die Menschenopfer, die man dem Gott darbrachte, warf.

„Baal-Moloch," seufzte Aina Sahel mit zuckenden Lippen, „du Gott der Liebe und der Rache, der du die Welt erhältst und die Feinde deines Volkes verschlingst — hilf du mir, damit ich nicht vergehe!"

Ein Stimmengewirr, das von draußen hereindrang, unterbrach sie. Lauschend stand sie einen Augenblick an dem Vorhang, der das Gemach nach außen abschloß. Es waren die Leute, die die Leiche Syrtins holten. Sie stiegen damit die Treppe hinauf und trugen sie durch die Säulenhalle des Hauses hinaus.

„Ist das wahr?" hörte sie jemand fragen.

„Der Blitz hat ihn erschlagen," sagte ein anderer. „Seht doch hier den blauen Fleck auf der Stirn."

„Der Blitz?" meinte ein dritter. „Der Blitz erschlägt niemand. Das ist die Göttin Ma, die ihn getötet hat, weil er ihr nicht opferte."

„Seid still. Er war ein gottloser Mensch. Gib lieber acht, Telles, laß ihn nicht fallen!"

Die Stimmen entfernten sich, und es wurde wieder still um Aina Sahel. Wie der Aberglaube die Leute toll macht, dachte sie. Sie hatte ja gesehen, wie Syrtin

Digitized by Google

sie überfallen, während sie ihre Milch trank. In feiger Weise hatte er versucht, sie von hinten zu erschlagen. Unwillkürlich war sie aufgesprungen und hatte sich zur Wehr setzen wollen, aber ihr Schicksal wäre wohl besiegelt gewesen, wenn nicht im selben Augenblick Bursas dazwischen gesprungen wäre und den Stoß, der ihr zugedacht war, mit seinem eigenen Leibe aufgefangen hätte. Aber noch im Fallen schlug er, der unbewaffnet war, den Angreifer mit einem gewaltigen Faustschlag zu Boden. Das war es, was Aina Sahel gesehen, und die Sklaven, die ihn forttrugen, machten eine Strafe der Götter daraus.

Noch war Aina Sahel zu aufgeregt und zu erschreckt von dem Vorgang, um sich klar darüber zu werden, warum Syrtin in dieser hinterlistigen Weise versucht hatte, sie zu ermorden. Sie dachte zunächst an Bursas, der, ohne sich zu besinnen, ohne auch nur einen Augenblick an sich zu denken, sich dem Meuchelmörder entgegengeworfen. Welch treuer Mensch! Oder war es mehr als Treue? Aina Sahel wollte jedenfalls wissen, was aus ihm würde, wie es ihm ging, wollte seine Schmerzen lindern, wenn sie es vermochte.

So trat sie, als alles still um sie geworden, durch den Vorhang auf den Gang, um zunächst zu erforschen, wohin man Bursas gebracht hatte. Aber sie sah niemand, den sie hätte fragen können. Sie stieg also eine kleine Treppe hinauf, die zu einer Gartenterrasse führte, die über den ausgedehnten Pferde- und Elefantenställen sich befand. Von hier aus hoffte sie mehr Übersicht über ihre Umgebung zu gewinnen, und sie konnte auch tatsächlich einen großen Teil des Palastes übersehen.

Die Sonne stand schon tief und malte ihre Farbenwunder auf Meer und Land, als sie oben ankam und

Digitized by Google

sich, hinter dem Stamm einer Korkeiche stehend, umsah. Da bemerkte sie auf der Terrasse des Haupthauses, wo sie so häufig mit Antigonos zusammengetroffen war, zwei Gestalten, die sich in lebhafter Unterhaltung zwischen den Bäumen und Sträuchern hin und her bewegten. Unschwer erkannte sie den Fürsten und Helena, schon an der Kleidung. Ersterer trug noch immer die blaugeränderte gelbseidene Tunika, in der sie ihn noch vor kurzer Zeit selbst gesehen, und Helena war weithin kenntlich an der Art, wie sie ihr Haar mit hellen Bändern aufband.

Ein unsäglich bitteres Gefühl stieg in Alina Sahel auf. War es Eifersucht, Rache, Verlassenheit, Ohnmacht, oder alles das zusammen? Sie wußte es wohl selbst kaum, aber ihr Atem stockte plötzlich, und ihr Herz schlug aufgeregt, so daß sie es bis in den Hals hinauf spürte. Mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte sie von ihrem Lauscherposten aus jede Bewegung der beiden, aber so sehr sie sich auch anstrengte, konnte sie doch nichts von dem hören, was sie sprachen. Sie sah nur, daß Helena lebhaft und anhaltend auf ihren Gemahl einsprach, und schloß mit der natürlichen Schärfe ihrer Sinne, daß Helena den Antigonos von irgend etwas überzeugen wollte, von dem dieser eben nicht überzeugt war. Sie wollte ihn zu etwas beschwatzen, und Alina Sahel war sicher, daß ihr das gelingen würde. Hatte sie nicht selbst schon Antigonos als wankelmütigen Mann kennen gelernt, als einen Mann, der leicht die eigene, selbst bessere Überzeugung der Überredungskunst anderer opfert, ohne eigenes Wollen, ohne Energie in der Vertretung seiner Ideen?

Alina Sahel verwandte kein Auge von ihnen. Sie sah, wie sich Antigonos, als ob er müde und unlustig sei, auf das Lager setzte, das hinter den zwei Fächer-

Digitized by Google

palmen stand, und wo sie selbst so oft mit ihm gesessen. Helena setzte sich neben ihn, ergriff seine Hand und streichelte mit ihren weißen, feinen Fingern seinen Arm.

Da sah Aina Sahel nichts mehr. Ihre kleinen, braunen Hände ballten sich in ohnmächtiger Wut zusammen, ihre Augen glitzerten wie die eines Tigers vor dem Sprung, und ein gurgelnder Schrei entrang sich ihren Lippen. Im nächsten Augenblick lag sie stumm und regungslos am Fuße der Korkeiche.

Sie wußte nicht, wie lange sie so dagelegen hatte. Als sie wieder aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte, lag ihr Kopf im Schoße der alten Djedaida, die ihr zärtlich die Haare zurechtstrich. Einige Schritte weiter stand der kleine verwachsene Phly, der mit Angst und Tränen im Auge die Szene vor ihm verfolgte. Es war mittlerweile finster geworden.

„Wäre sie nur mit den anderen fort," hörte Aina Sahel den kleinen Phly jammern, „wäre sie nur fort!"

„Sei still, Phly," erwiderte Djedaida leise. „Bist du toll? Von solchen Sachen spricht man nicht. Still! Sie erwacht. Gib mir die Büchse."

Aina Sahel fühlte, wie ihr Djedaida etwas unter die Nase hielt, das einen weichen, süßen Duft ausströmte, wie die Asphodelenwurzel.

„Wie ist dir, Herrin?" fragte Djedaida dann.

„Wo bin ich?"

„Denke nicht daran, Herrin," bat Djedaida. „Wie fühlst du dich? Kannst du gehen?"

Erst nach und nach kehrten Aina Sahel die Sinne zurück. Sie besann sich, was geschehen war, und was sie gesehen, aber je mehr ihr das Bewußtsein zurückkam, desto entschlossener und heftiger wurden ihre Bewegungen. Sie sprang auf die Füße. Alle Schwäche

Digitized by Google

schien verschwunden, ein strenger, herber Zug lag um ihren Mund. Sie warf noch einen Blick hinüber nach der großen Terrasse des Haupthauses, aber es war zu finster geworden, um dort noch etwas wahrnehmen zu können.

„Komm!“ sagte sie kurz zu Djedaida und ging mit festen Schritten den Weg, den sie gekommen, zurück.

Phly folgte in einiger Entfernung.

„Wie steht's mit Bursas?“ fragte Aina Sahel nach einer Pause.

„Er hat starkes Fieber,“ erwiderte Djedaida, „doch ich fürchte nichts für ihn. Er ist stark und wird es überwinden. Aber, Herrin, ich — ich fürchte für dich,“ setzte sie zögernd hinzu.

Aina Sahel sah sie fragend an. „Was willst du sagen?“

„Wer wird dich nun schützen, wenn es Bursas nicht mehr kann? Wer wird die Meuchelmörder, die Helena schickt, von dir abwenden, wenn er es nicht mehr kann?“

Betroffen sah Aina Sahel sie an. Der Gedanke, daß es Helena gewesen sein könne, die Syrtins Hand gegen sie bewaffnet, war ihr neu, schien ihr aber sehr einleuchtend zu sein. „Du glaubst also —“

„Ich glaube nicht,“ antwortete Djedaida fest, „ich weiß.“

„Erzähle.“

„Nicht hier. Komm hinab in dein Zimmer.“

Als sie an die kleine Treppe kamen, die zu dem Zimmer Aina Sahels hinunterführte, sagte Djedaida leise zu dem kleinen Phly: „Du bleibst hier stehen und paßt auf. Sowie sich jemand nähert, läßt du diesen Stein in den Gang hinunterfallen. Hörst du?“

„Ich weiß. Seid nur ganz ruhig,“ antwortete Phly, „ich gebe acht.“

Digitized by Google

Aina Sahel und Djedaida gingen weiter und setzten sich, endlich in dem Zimmer angekommen, auf eine Decke, die am Boden lag, und auf der Aina Sahel gewöhnlich ihre Mahlzeiten einnahm. Hier erzählte Djedaida ihrer Herrin, was sie und Bursas erlauscht, als sie in der Nacht, während Aina Sahel gezwungen worden war, vor den übermütigen und trunkenen Gästen des Fürsten die Flöte zu spielen, Helena und Syrtin beobachtet hatten. Ihre Wahrnehmungen waren ja nicht ohne weiteres für einen Mordauftrag beweisend. Sie hatten nichts von dem gehört, was die beiden leise miteinander sprachen. Aber bei den scharfen Sinnen und natürlichen Instinkten, mit denen beide begabt waren, durch einige unvorsichtige Äußerungen, die Bursas von Syrtin gehört, besonders aber durch die Ereignisse, die sich seitdem abgespielt, schien der Beweis vollständig, und auch Aina Sahel war davon überzeugt, daß Helena ihr nach dem Leben trachte, und daß sie sie verderben wollte. Wer denn sonst konnte so niederträchtige Anschläge gegen sie richten?

Aina Sahel saß, den Kopf in die Hand gestützt, die Augen starr vor sich auf den Boden geheftet, auf dem Teppich, dumpf brütend, ohne ein Wort zu sagen. Dachte sie an ihre Heimat? An ihre Mutter, wie sie im goldglitzernden Sternengewand im Tempel des Baal-Moloch in Karthago streng darüber wachte, daß dem Gott der Liebe und der Rache kein Opfer entzogen wurde? Dachte sie an das hunderttürmige Karthago, an die stolze Königin des Mittelmeeres, an die Byrsa mit ihren trotzigen Mauern, an ihren Vater Himilko mit seinen wilden Heeresmassen und Reiterscharen, die ihr allesamt in ihrer traurigen Lage nichts nützen konnten? Wie oft hatte sie schon das weite,

Digitized by Google

unbegrenzte Meer mit den Augen durchmessen auf der bangen Suche nach einem Segel, nach einer Trireme, einem Zeichen der karthagischen Macht — vergebens! Ihre Seufzer waren in der leeren Luft verhallt. Sie sah nirgends Rettung und Hilfe.

„Soviel ist klar," sagte Djedaida leise, „eine von euch beiden muß sterben. Du oder sie."

„Und diesem Scheusal habe ich den Saum des Kleides geküßt, wo es im Schmutz schleift!" rief Alina Sahel empört.

„Das war das Beste, was du tun konntest."

„Das Beste wäre gewesen, ich hätte sie erwürgt."

„Das wäre auch dein Tod gewesen. Ich weiß Besseres."

„Was weißt du?"

In diesem Augenblick fiel ein Stein in den Gang. Djedaida sprang rasch auf und steckte vorsichtig den Kopf durch den Vorhang, um hinauszusehen. Dann kam sie rasch und in großer Aufregung zurück und flüsterte: „Sie kommt, Herrin. Du mußt es noch einmal tun. Das Schicksal will es. Die Götter verlangen die Demut von dir als dein Opfer. Tue es, damit du siegst!"

„Siegen?" fragte Alina Sahel zweifelnd zurück.

„Still — still! Ich verspreche es dir, wenn du es tust. — Da ist sie."

Der Vorhang teilte sich. Zwei Fackelträger traten in die finstere Kammer, und hinter ihnen kam Helena mit ihrer Wache und der alten Charis. Sie sah wie immer kalt und ruhig aus. Das lange weiße Gewand fiel in schönem Faltenwurf an ihrem zarten, wohlgebildeten Körper herab, aus dem dunkeln, prachtvollen Haar hob sich ein weißleuchtendes Silberband ab, ihre Züge waren von einer Reinheit und Zartheit, die ihren Toilettenkünsten alle Ehre machten.

Digitized by Google

Als sie in der dunkeln Kammer die beiden braunen Gestalten am Boden hockend entdeckte, verfinsterte sich ihr Gesichtsausdruck etwas, als ob sie auf einen Wurm oder eine Schlange getreten sei.

Djedaida erhob sich sofort und kroch demütig, wie es einer Sklavin vor ihrer Herrin ziemt, zu ihr heran, um den Saum ihres Kleides zu küssen. Dann fiel ein rascher, verstohlener Blick auf Aina Sahel, als ob sie erwarte, daß sie tue, was sie ihr vormachte. Und wirklich erhob sich auch diese, näherte sich mit gesenktem Blick Helena, beugte sich tief, tiefer und immer tiefer und küßte den Saum des Kleides.

Helena sah ihr dabei zu. Es schien sie zu überraschen, aber auch zu befriedigen. „Man hat dich töten wollen?“ fragte sie kurz.

„Es sah so aus,“ erwiderte Aina Sahel leise und ohne den Blick zu heben. Niemand ahnte, welche furchtbare Überwindung ihr diese Verstellung kostete. Nur sie allein fühlte es.

„Du hast dem Fürsten gesagt,“ fuhr Helena fort, wobei aber ihre Augen scharf beobachtend auf Aina Sahel lagen, „daß das auf meine Veranlassung geschehen sei.“

„Nein, Herrin, das habe ich nicht gesagt,“ erwiderte Aina Sahel.

Helena sah die alte Charis fragend an.

„Sie lügt!“ sagte diese verächtlich.

„Hörst du?“ fragte Helena, zu Aina Sahel gewendet.

„Ich rede die Wahrheit, Herrin,“ antwortete Aina Sahel leise und mit noch immer gesenktem Blick. „Frage den Fürsten Antigonos selbst, wenn du mir nicht glaubst.“

Ein leises Zittern befiel dabei ihren Körper, viel-

Digitized by Google

leicht infolge der seelischen Überanstrengung und körperlichen Ermattung.

Helena aber nahm es für eine Äußerung der Furcht und fand das ganz natürlich. „Glaubst du, daß man deinetwegen den Fürsten belästigt?“ fragte sie spöttisch. „Höre zu, was ich dir sage. Ich will diesem Geschwätz ein Ende machen. Wenn du noch einmal auch nur ein Wort in dieser Beziehung äußerst, so lasse ich dich zur Strafe dafür zu Tode peitschen. Du weißt wohl, was das heißt.“

Aina Sahel schien noch etwas sagen zu wollen, aber ihre Schwäche wurde so groß, daß sie immer tiefer und tiefer zusammenknickte. Sie drohte zu fallen, und vielleicht nur, um ihre Schwäche zu verbergen, griff sie nochmals nach dem Saum von Helenas Kleid und küßte ihn.

Helena ging mit ihrer Wache, der alten Charis und den Fackelträgern wieder fort. Die Kammer Aina Sahels lag wieder wie vorher im Dunkel, und Djedaida führte Aina Sahel wieder auf den Teppich, wo sie sich beide niederließen.

„Wie lange noch, Djedaida?“ hauchte Aina Sahel leise. „Du siehst wohl, daß ich es nicht mehr ertrage.“

„Ich sehe, daß du verloren bist, wenn du nicht handelst. Also höre zu, Herrin!“

„Sprich lauter. Ich höre dich ja kaum.“

„Hier, nimm!“ lispelte Djedaida.

Dabei fühlte Aina Sahel, wie ihr die Alte etwas in die Hand drückte.

„Was ist das?“ fragte sie.

Djedaida antwortete nicht sogleich, sondern lauschte erst einen Augenblick hinaus. Als aber alles still blieb, fuhr sie leise fort: „Verbirg es gut. Niemand darf es sehen. Was kümmert es dich, was es ist? Es hat mir

Digitized by Google

viele Mühe gemacht. Tage und Nächte habe ich gebraucht, um es zusammenzubringen. Genug. Es wird dir helfen."

„Was soll ich damit tun?"

„Morgen früh, oder wenn es dir am besten paßt, geyst du damit ins Peristyl, wo man täglich das Bad für Helena herrichtet, am besten frühmorgens, wenn es noch finster ist. Ich würde es selbst tun, wenn ich von meiner Kammer aus das Peristyl ungesehen erreichen könnte. Du kannst es, wenn du von der Terrasse, wo dich Phly fand, den kleinen Steg überschreitest, der nach den oberen Gärten führt. Von da aus geht eine Pforte ins Peristyl."

„Und dann?"

„Dann schüttest du den Inhalt der Flasche in das Badewasser Helenas."

„Djedaida!"

Es klang fast wie ein Schrei, den Aina Sahel ausstieß. Ein letztes Aufflackern ihrer freien Seele.

„Still!" rief Djedaida. „Du oder sie!"

„Sie stirbt davon?"

„Was kümmert's dich? Es hilft dir."

Aina Sahel atmete rasch und tief, wie in höchster Aufregung. Sie war nicht mehr sie selbst. Sie war das Geschöpf, das andere aus ihr machten. Im Anfang sträubte sich ihre unverfälschte Natur gegen diese Ungeheuerlichkeit. Niemals wäre sie zu einem solchen Entschluß gekommen, wenn nicht Verrat und Untreue sie aus ihrer Kindlichkeit aufgeschreckt, wenn nicht Übermut und Verachtung sie zu sklavischer Erniedrigung gezwungen, Tod und Untergang sie bedroht hätte. Djedaida hatte recht: Helena oder Aina Sahel! Der Haß gegen diese Frau flammte wild in ihr auf.

Die drei dumpfen Schläge eines Metallbeckens

Digitized by Google

dröhnten durch das in nächtlicher Stille liegende Haus. Das war das Zeichen, daß alle Feuer verlöscht werden, die Leute sich zur Ruhe begeben mußten. Djedaida erhob sich sofort. Sie wollte nicht von der Runde, die sogleich kommen mußte, bei Aina Sahel überrascht werden.

„Wenn du jemand in der Nacht brauchst, Herrin," flüsterte sie noch leise, „so rufe Phly. Er ist treu. Er schläft unter dem kleinen Vorbau des zweiten Pferdestalles. Ich werde ihm jetzt sagen, daß er in dieser Nacht auf dein Zeichen wartet."

„Ich brauche niemand," erwiderte Aina Sahel finster.

„Es ist für alle Fälle. Die Götter alle mögen dich schützen!"

Das waren die letzten Worte, die Aina Sahel vernahm. Im nächsten Augenblick war Djedaida hinter dem Vorhang verschwunden. Dann kam die Hauswache den Gang herauf, leuchtete mit der Fackel in ihr Gemach und ging weiter, als sie Aina Sahel anscheinend schlafend auf ihrer Decke liegen sah. Dann wurde es still um sie her. Die Zeit war da. Nun mußte der entscheidende Streich geschehen. Schon bei Tagesanbruch nahm Helena ihr Bad, das wußte Aina Sahel, um sich dann salben und ankleiden zu lassen. Das nahm gewöhnlich vier bis fünf Stunden in Anspruch, denn die Toilettenkünste der Helena waren sehr zeitraubend. Man erzählte sich davon mancherlei.

Leise erhob sich Aina Sahel. Sie wußte ja nicht, in welcher Weise das Mittel Djedaidas wirken würde, aber sie war doch überzeugt davon, daß Helenas Toilette am nächsten Morgen einen Verlauf nehmen würde, den niemand erwartete. Sie nahm die tönerne Henkelflasche, die ihr Djedaida gegeben hatte, und roch

Digitized by Google

hinein. Ein scharfer Geruch stieg daraus hervor. Würde dieser nicht etwa zum Verräter werden? Nicht die Tat, sondern der Versuch würde ihr Tod gewesen sein. Überhaupt kam Aina Sahel jetzt erst die Gefährlichkeit ihrer Unternehmung zum Bewußtsein. Wenn eine der Mägde Helenas sie auf ihrem Wege sah oder hörte, wenn sie irgendwie anstieß oder auch nur das geringste Geräusch machte — jeder Zufall konnte ihr Vorhaben scheitern lassen und ihr den Tod bringen.

Das wußte sie alles, aber nicht einen Augenblick wurde sie in ihrem Entschluß wankend. Als die Zeit gekommen war, lauschte sie vorsichtig in den Gang hinaus. Sie sah die Sterne über sich, funkelnd und leuchtend in südlicher Pracht. Der Nachtwind fuhr leise rauschend und raschelnd durch die Palmen, die auf der Terrasse standen — wie vertraut, wie anheimelnd war ihr dies Geräusch, das so wunderbar zu den Sinnen spricht und die Phantasie beflügelt. Ihr war, als wäre sie noch einmal in ihrer Heimat, in Karthago, wo auch in ihren Gärten die Palmen im Nachtwind rauschten und die Sterne flimmerten wie verhaltene Lust.

War das ein Traum? Als sie in dunklen Kleidern über die Terrasse schlich, wo Phly sie gefunden, vorsichtig von Baum zu Baum huschend, sah sie fern im Süden über dem Meer wie eine Luftspieglung die Umrisse von Karthago. Ganz deutlich, wie in einem Spiegel, sah sie die mächtigen Mauern der hochragenden Festung, die Byrsa, die unüberwindliche Burg von Karthago, die Megara, die niedere Stadt und den Hafen, die stumpfe Kuppel des Tempels des Baal-Moloch, die dunklen Schatten der träumenden Gärten am Kap Zibib, ein wunderbares Bild, eine Fata

Digitized by Google

Morgana. Der ganze Küstensaum der Stadt Didos*) stieg wie ein Zauberbild leuchtend und strahlend von dem nachtdunkeln Meere auf — aber nur für einen Augenblick.

Als sie sehnsüchtig die Hand danach ausstreckte, wie um es zu fassen und zu halten, war es auch schon wieder verschwunden. War es wirklich gewesen, oder hatte nur ihre lebhafte Phantasie sie getäuscht? Ein alter Aberglaube ihres Volkes fiel ihr ein, demzufolge die Götter den Sterbenden noch in ihren letzten Augenblicken ihren süßesten und liebsten Wunsch erfüllen. War ihr Ende schon so nahe? Ihr heißester Wunsch war immer gewesen, noch einmal die Heimat zu sehen. Nun hatten ihr die Götter diesen Wunsch auf geheimnisvolle Weise erfüllt. Mußte sie nun sterben?

Gleichviel! Ihr Schicksal ruhte in der Hand der unsterblichen Götter, und so schritt sie furchtlos und unbeirrt weiter.

Als sie den kleinen Steg überschreiten wollte, der nach den oberen Gärten führte, sah sie, wenige Schritte von sich entfernt, den kleinen Phly in einer Nische liegen. Der Junge sah sie mit seinen großen glänzenden Augen wie ein Wunder an. Sie winkte ihn zu sich heran, und Phly kam rutschend und kriechend näher.

„Wenn sich etwas rührt, schreist du," flüsterte sie ihm zu.

---

*) Karthago hat keine eigenen Geschichtsquellen hinterlassen. Was wir von der Stadt wissen, stammt aus römischen und griechischen Schriftstellern, wie Diodorus, Polybius, Appian, Herodot usw. Der Sage nach erhielt und erbat die Königin Dido so viel Land, als sie mit einer Ochsenhaut umspannen konnte. Daraufhin zerschnitt sie die Ochsenhaut in ganz dünne Fäden, mit denen sie so viel Land umspannte, daß sie die neue Stadt Karthago darauf erbauen konnte.

Digitized by Google

Der Junge nickte.

Aina Sahel hatte vielleicht dabei die Absicht, eine etwaige Gefahr durch Phlys Schrei von sich abzulenken. Ihm konnte ja nichts geschehen. Er hatte ja tausend Ausreden für seinen Schrei, sie aber gewann dadurch Zeit.

So ging sie weiter, die oberen Gärten entlang. Wie ein Schatten huschte sie dahin, die kleine Wendeltreppe hinab, über den Hof und an den Brunnen vorüber, deren Plätschern ihre Tritte übertönte, und endlich gelangte sie ungefährdet und ungesehen an die kleine Pforte, von der ihr Djedaida gesagt. Aina Sahel kannte ja das Haus des Antigonos genügend, um sich auch zur Nachtzeit darin zurechtzufinden, aber ihre Aufregung war so groß, ihre Pulse schlugen so heftig, daß sie alle zehn bis zwanzig Schritte aufatmend stehen bleiben mußte.

Hier, an der kleinen Pforte, schien ihr Vorhaben an einem Hindernis zu scheitern, an das weder sie noch Djedaida gedacht. Sie war hier ganz in der Nähe von Helenas Gemächern, und vor der Pforte, die zum Peristyl führte, lagen zwei Mägde, Dienerinnen Helenas, und schliefen. Wie sollte Aina Sahel hier vorüberkommen? Die Körper der Mädchen versperrten fast die Türe.

Sie blieb stehen und horchte. Die Atemzüge der Dienerinnen waren ruhig und gleichmäßig. Sie schliefen also fest. Aina Sahel hatte ihre Sandalen schon vorher abgestreift. Sie ging barfuß. Sollte sie es wagen? Ihr Herz schlug zum Zerspringen.

Dann schritt sie aber auch an diesem Hindernis vorüber und — es gelang. Die Mägde schliefen weiter.

Rasch entleerte sie ihre Flasche in die Badewanne

Digitized by Google

Helenas, hart über dem Wasserspiegel, um jedes Plätschern zu vermeiden.

Nun war's geschehen. Kein Laut ringsum. Tiefe, blinde Nacht.

Alina Sahel wußte kaum, wie sie wieder in ihr Gemach zurückkam. Hier lag sie mit fiebernden Sinnen, horchend und lauschend die ganze Nacht, was nun werden würde.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Winter auf Labrador

Von Alexander Cormans

Mit 12 Bildern (Nachdruck verboten)

Zu den wenigen Ländern unserer Erde, die von dem gewaltigen Ringen, das zurzeit die Welt erschüttert, wohl kaum berührt werden, gehört auch die gewaltige nordamerikanische Halbinsel, die vom Lorenzgolf, vom Atlantischen Ozean, von der Hudsonstraße und der Hudsonbai umgrenzt wird. Sie war europäischen Seefahrern schon lange vor jenem Zeitpunkt bekannt, von dem wir die Entdeckung Amerikas zu datieren gewöhnt sind. Eriks des Roten Sohn Leifr war schon um das Jahr 1000 bis hierher gelangt und hatte das rauhe, unwirtliche Land mit dem durchaus charakteristischen Namen Helluland, das ist „Steinland", bezeichnet. Dann freilich war es jahrhundertelang in Vergessenheit geraten und mußte 1497 von John Cabot neu entdeckt werden.

Um 1501 wird es von dem Portugiesen Gaspar Cortereal Terra labrador, also auf deutsch „Ackerland", genannt, und wenngleich gerade diese Benennung wohl die denkbar unpassendste ist, ist sie der unfruchtbaren Halbinsel doch für alle Zeiten erhalten geblieben.

Freilich lernten die ersten Entdecker von dem Lande kaum mehr als einen schmalen Küstenstrich kennen. Hudson war der erste, der die Halbinsel in den Jahren 1610 und 1611 bis zur Jamesbai umsegelte, und später waren es die Beamten der Hudsonbaigesellschaft, denen man wenigstens eine oberflächliche Charakteristik des von ihnen durchforschten Innern zu verdanken hatte. Als ganz durchforscht kann es allerdings auch heute noch nicht gelten. Wissenschaftliche Expeditionen, die über die Beschaffenheit der Halbinsel gründlicher Aufschluß gaben, sind eigentlich erst im letzten Viertel des

Digitized by Google

vorigen Jahrhunderts unternommen und durchgeführt worden, was nicht sonderlich wundernehmen kann, da namentlich im nördlichen Teil die von dem Reisenden zu überwindenden Schwierigkeiten kaum im richtigen

Reisetracht auf Labrador.

Verhältnis zu der wissenschaftlichen Ausbeute stehen, auf die er sich Hoffnung machen darf.

Bei einer Küstenlänge von 5500 Kilometern hat Labrador einen Flächeninhalt von nicht weniger als 1 380 000 Quadratkilometern. Seiner Bodenbeschaffenheit nach kann es als eine einzige gleichförmige Platte aus Gneis und Granit bezeichnet werden, aus der sich

Digitized by Google

die verschiedenen Gebirgszüge in der Regel nur bis zu Höhen zwischen 500 und 750 Metern erheben. An der nordöstlichen Küste freilich zieht sich ein hohes, wild zerklüftetes Gebirge, die „Berge des bösen Geistes“,

Joë Lane, ein Halbbluteingeborener.

dahin, dessen zwischen Kap Chidley und Hebron gelegener höchster Gipfel 2700 Meter erreicht.

Fast überall läßt die charakteristische Bodengestaltung der Halbinsel mit ihren kahlen, abgerundeten, von zahllosen Gletscherschrammen durchzogenen Felsrücken, ihren riesigen Findlingsblöcken, ihren Aufschüttungen aus Gletscherschutt und Geschiebemergel erkennen, daß

Digitized by Google

Schlittenhunde.

Digitized by Google

die Zeiten, da das ganze Labrador vergletschert war, noch nicht allzu lange vorüber sind — nicht lange wenigstens nach dem Maßstabe jener Zeitrechnung, deren wir uns bedienen müssen, wenn wir die Entwicklungsgeschichte unseres Planeten verfolgen.

Auch die heute vorhandenen Flüsse haben darum in ihrer Mehrzahl noch nicht Zeit genug gehabt, sich richtige Betten in den steinigen Boden zu graben. Eigentliche Flußtäler finden sich nur ganz vereinzelt. Die Wasserläufe suchen sich vielmehr in unzähligen Krümmungen ihren Weg zwischen den Felsen. Nach vielen Tausenden zählen die durch Stauungen entstandenen Sümpfe und Seen. Besonders groß ist als eine weitere natürliche Folge dieser Erscheinungen die Zahl der Wasserfälle, deren viele aus beträchtlichen Höhen herabstürzen und großartige Anblicke darbieten. Die gewaltigsten sind die 90 Meter hohen „Großen Fälle" des Hamilton, der später eine 450 Meter lange Schlucht mit beinahe senkrechten Steilwänden durchströmt und sich nach seiner Erweiterung zum Melvillesee in den Hamiltonfjord des Atlantischen Ozeans ergießt.

Besonders staunenswert ist die Gestaltung der Nordostküste. Hier hat die ehemalige Vergletscherung die Bildung einer großen Zahl tiefer Fjorde bewirkt, die dann die durch die häufigen wilden Stürme verursachte starke Meeresbrandung weiter ausgenagt hat. Von den Fjorden stellt indessen wegen der sonstigen Beschaffenheit der Küste kaum ein einziger einen Zugang in das Innere des Landes dar, während sie für die Interessen der Fischerei von höchster Bedeutung sind. Nicht erst in neuerer Zeit, wo sich alljährlich während der Monate Juni bis September mehr als 30 000 Fischer der verschiedensten Nationen an dieser Küste einfinden und an den Fjorden ihre Sommer-

Digitized by Google

Fütterung der Hunde.

Digitized by Google

ſtationen errichten, ſondern ſchon ſeit dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Denn wir wiſſen, daß bereits damals

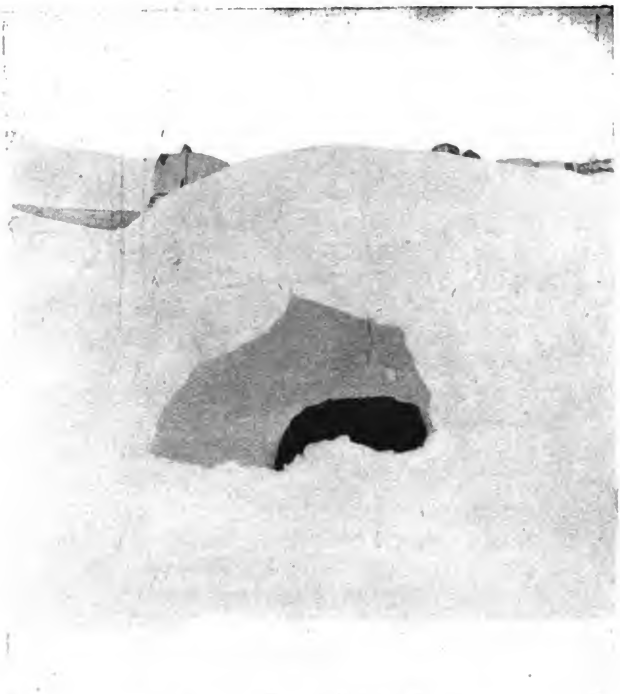
Ein Hochtal.

normanniſche, bretoniſche und baskiſche Fiſcher hier als an einem der ergiebigſten Plätze dem Fiſchfang nachgingen.

Die durch ihre Lage zwiſchen den kälteſten Meeren, beſonders durch die eiſige Labradorſtrömung bedingten klimatiſchen Verhältniſſe der Halbinſel ſind außerordent-

Digitized by Google

lich rauh und unfreundlich. So hat Rama, das mit weniger als 59 Grad nördlicher Breite noch südlicher



Eingang einer „Schneehütte".

liegt als Stockholm, eine mittlere Jahrestemperatur von — 5 Grad. Die Durchschnittstemperatur des Januar beträgt — 20,3 Grad, und im Juli steigt das Thermometer nicht höher als auf 8 Grad über dem Gefrierpunkt.

Digitized by Google

Im Norden tritt die Schneeschmelze niemals vor dem Juni ein, und im Oktober bildet sich auf Seen und Flüssen schon wieder die neue Eisdecke. Schneidendkalte Frostnächte aber gibt es auch im Juli und im August. Bei Fort Chimo, wo die Schiffe erst im letzten Drittel des Juli eisfreies Fahrwasser finden, sinkt die Temperatur im Winter bis auf — 54 Grad, und selbst im äußersten Süden, wo man im Sommer unter dem Einfluß der kontinentalen Lage Temperaturen bis zu + 30 Grad messen kann, steigt in den Wintermonaten die Kälte bis auf 49 Minusgrade.

Bis zum 55. Grad nördlicher Breite hinauf finden sich ausgedehnte Waldstriche mit dichten Beständen von Schwarz- und Weißfichten, Tannen, Lärchen und Kiefern, vereinzelt auch Birken und Erlen. Jenseit der bezeichneten Grenze aber sind die Bergrücken vollständig kahl. Die ungeheuren Schneemassen, die während der Wintermonate das Land bedecken, machen während dieser Zeit jeden Verkehr nahezu unmöglich, und die im Verlauf des Monats Februar von der Missionsstation Nain, die schon im Jahre 1771 von den Herrnhuter Missionaren gegründet wurde, nach der Missionsstation Killinek unternommene Schlittenreise, von der die beigegebenen photographischen Aufnahmen stammen, bedeutete deshalb ein außerordentlich schwieriges und keineswegs gefahrloses Unternehmen.

Ohne einen so tüchtigen und zuverlässigen Führer wie den Halbbluteskimo Joë Lane hätte der auf unserem ersten Bilde in seiner Reisetracht dargestellte opfermutige Beamte sich nach seiner Versicherung auf das Wagnis unmöglich einlassen können. Er ist des Lobes voll nicht nur für seinen Führer, sondern auch für die aus Eskimo bestehende Begleitmannschaft und ihre ausdauernden, genügsamen, immer arbeitswilligen

Digitized by Google

Herstellung eines Pfades für Schlittenhunde.

Digitized by Google

Schlittenhunde. Die beiden Schlitten, deren man sich bediente, waren bedeutend größer und schwerer als die sonst von den Polarreisenden gebrauchten, und ihr Transport bereitete darum namentlich im lockeren Neuschnee oft große Mühseligkeiten. Es mußten dann immer ein paar Mann voraufgehen, um mit ihren Schneeschuhen einen Pfad für die Hunde auszutreten, die sonst bei jedem Schritt ganz in den losen Massen versunken wären. Die Nächte verbrachte man, wenn sie für das Kampieren in Schlafsäcken gar zu kalt wurden, in Schneehütten, in deren Herstellung die Eskimo eine außerordentliche Geschicklichkeit besitzen. Verbringen sie doch in solchen Hütten, für deren Erwärmung einzig die Tranlampen sorgen müssen, oft die ganzen Wintermonate.

Die auf unserem Gruppenbilde Seite 105 dargestellten Eskimo sind gleich ihren in Grönland lebenden Stammesgenossen gute Christen. Die Herrnhuter Missionare haben hier mit bestem Erfolge gewirkt. Sie haben es auch dahin gebracht, daß die Frauen nicht mehr dieselben Fellhosen tragen wie die Männer, sondern eine ausgesprochen weibliche Tracht anlegen.

Die von den beiden Männern auf obengenanntem Bilde geführten Harpunen dienen ihnen als ursprünglich einfache, aber sehr geschickt gehandhabte Jagdgeräte, mit denen sie ihr Lieblingswildbret, den Seehund, erlegen, wenn er sich an den Luftlöchern im Eise zeigt. Daß der Seehund auch in einigen der nordwestlichen Süßwasserseen vorkommt, ist eine besondere, naturwissenschaftlich noch nicht hinlänglich geklärte Merkwürdigkeit Labradors. Sonst ist die Tierwelt im Norden der Halbinsel durchaus arktisch. Es gibt Polarhasen, Polarfüchse und Schneehühner. Der wanderlustige Eisbär unternimmt seine Streifzüge bis ziemlich weit

Digitized by Google

Typiſches Landſchaftsbild.

Digitized by Google

gegen Süden hin. Die auf unserer Abbildung der Missionsstation Killinek (bei Port Brunswick) (S. 104) sichtbaren, zum Trocknen aufgehängten Eisbärenfelle beweisen, daß er dabei häufig sein Leben lassen muß.

Die Schlittenkarawane unterwegs.

Daß auf einem so ungastlichen Erdstrich die Bevölkerung nur sehr dünn gesät sein kann, liegt auf der Hand. Die letzte, von R. Bell auf Grund sorgfältiger Untersuchungen vorgenommene Schätzung stammt aus dem Jahre 1895. Sie beziffert die Gesamtbevölkerung auf 18 500 Köpfe. Es käme danach auf 75 Quadratkilometer nur ein einziger Einwohner. 13 500 sollen Weiße sein, 3000 Algonkinindianer (Naskapi und so-

Digitized by Google

genannte Montagnais), während der kleine Rest aus Eskimo besteht.

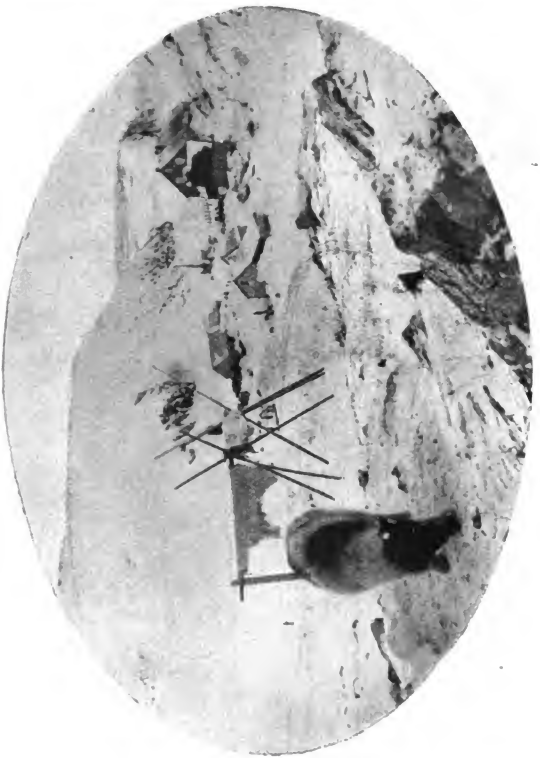
Abgesehen von den kleinen Stationen der Herrnhuter Missionare gibt es auf Labrador an Europäer-

Schneehütte bei Killinek.

siedlungen an der West-, Nord- und Südostküste, sowie im Innern nur die befestigten Handelsposten der Hudsonbaigesellschaft, deren Monopol auch auf Labrador die Pelztierjagd und der Pelzhandel waren. Die bemerkenswertesten dieser Handelsposten sind: Rupert House, East Main Fort und Fort George an der Jamesbai, Fort Chimo an der Koksoakmündung, Fort Mingan am Lorenzgolf, Fort Nichicun und Fort

Digitized by Google

Mistassini an den Seen gleichen Namens. Diese Stationen zählen indessen durchweg nur sehr wenige Be-



Missionsstation bei Killinek.

wohner, und zu einer richtigen Ortschaft von beinahe 1200 Seelen hat sich nur Rigolet an der Mündung des Hamilton River entwickelt.

Von Feld- und Gemüsebau ist selbstverständlich nur

Digitized by Google

in sehr bescheidenem Umfange die Rede. Bei Fort George, an der Jamesbai und bei Fort Mistassini ge-

Eskimogruppe.

deihen Kartoffeln, Gerste und Hafer noch im Freien, vorausgesetzt, daß die Ernte nicht durch Nachtfröste zerstört wird, wie es recht häufig geschieht. Bei Nain und Fort Chimo kann man unter Warmbeetschutz noch

Digitized by Google

Kohl, Rüben und Kartoffeln kultivieren. Darüber hinaus in den nördlicheren Regionen aber kann keine zur menschlichen Nahrung geeignete Kulturpflanze mehr gedeihen, und angesichts dieser Unmöglichkeit, eine dichtere Bevölkerung zu ernähren, wird das große Labrador darum wohl auch in aller für uns Menschen absehbaren Zukunft verurteilt sein, eine ungeheure felsige Einöde voll Eis und Schnee zu bleiben.

Digitized by Google

Der Frauenhof

Erzählung aus großer Zeit. Von Horst Bodemer

(Nachdruck verboten)

Mitten im Orte liegt er, der drittgrößte Hof. Seinen Namen führt er schon seit vielen, vielen Jahren, denn auf ihm ist seit fünf Generationen kein Bauer aus dem Geschlechte der Haupt alt geworden. Stand ein kleiner Junge kaum wackelig auf den Beinen, nahm der Tod den Vater hinweg, und Frauen mußten das hundert Morgen große Gut, das die fruchtbarsten Äcker des Dorfes besitzt, zusammenhalten.

War's ein Wunder, daß ein Mädchen, das etwas zu bedeuten hatte, nicht auf den „Frauenhof" einheiraten wollte? Im Orte wenigstens fand der Hans Haupt, ein schlanker, ranker, blonder Bursch, keine Bauerntochter, die es mit ihm gewagt hätte, so gern sie ihn auch alle hatten. Ein echter, rechter, munterer Kerl war der Hans, der seine Wirtschaft gut versah. Auf der Kirmes immer der erste und der letzte, keiner tanzte so gut wie er, und die besten Witze wußte er zu erzählen. Aber wenn der Hans anfing, von der Liebe zu reden, ein so großer Hof gebrauche eine Frau, seine Mutter werde alt, dann rissen die Mädchen aus, schüttelten sich, weil es ihnen eiskalt über den Rücken rann.

Und der Hans sehnte sich doch so sehr nach einer Frau!

Da versuchte er in der Nachbarschaft sein Heil. Seine Mutter, eine zähe Frau von sechzig Jahren, mit stahlhartem Blick und von kargen Worten, bestärkte ihn in seinem Vorhaben.

„Ja, Hans, sieh dich nur um," sagte sie. „Aber das letzte Wort spreche ich. Denn die auf den Frauenhof heiraten will, die muß zäh sein wie Leder, sonst wird sie mit dem Leben nicht fertig!"

Digitized by Google

Da senkte ihr Sohn den Blick, fuhr mit der breiten Faust auf dem Tisch hin und her und schwieg sich aus. Stunden hatte er, da lastete das Verhängnis schwer auf ihm. Aber Jugendmut drängte die „dummen Gedanken“ immer wieder zurück. Es gab wohl keinen Sohn im ganzen Kreise, der solche Achtung vor seiner Mutter hatte wie er. Auf seinen Vater konnte er sich nicht mehr besinnen. Als der verunglückte, war er erst drei Jahre alt gewesen, die Mutter aber hatte er auf dem Hofe wirtschaften sehen wie einen Mann. Knechte und Mägde waren von ihr in Zucht und Ordnung gehalten worden, seine drei älteren Schwestern hatte sie gut verheiratet, jede hatte viertausend Taler mitbekommen. Die Mitgift war ehrlich erarbeitet und erspart.

Ihm selbst war nichts geschenkt worden von klein auf. Schlimmer als ein Taglöhnerjunge hatte er arbeiten müssen; nach der Schule erst die Gänse hüten, Rüben verziehen, Futter schütten, bis ihm mit zunehmendem Alter der Pflug und die Maschinen anvertraut wurden. Seine Mutter hatte mit scharfem Blick immer gleich herausgefunden, ob eine Neuheit für den Frauenhof gut war oder nicht.

Und als er zwanzig Jahre war und der Landrat seiner Mutter vorschlug, ein Gesuch einzureichen, damit ihr Sohn als einziger Ernährer der Familie militärfrei bliebe, da war er an die Unrechte gekommen. „Bin ich nicht all die Jahre allein fertig geworden?“ fragte sie scharf. „Die armen Jungen müssen dienen, meiner erst recht. Zweijährig-freiwillig soll er sich bei der Artillerie in Kassel melden. Grad gewachsen ist er, sie werden ihn schon nehmen. Ich brauch' keine Vergünstigung!“

Schon am nächsten Tage hatte er mit seinen Pa-

Digitized by Google

pieren nach Kassel fahren müssen und war bei der zweiten Batterie genommen worden, bei der sich seit vielen Jahren alle aus dem Dorfe meldeten, die freiwillig zur Artillerie gingen. Zwei bis drei waren es jedes Jahr.

Als Gefreiter war er zurückgekommen. Er trat sein Erbe an und wurde auch als Landwirt ein ganzer Kerl, wenn seine Mutter auch manchmal bremsen mußte, weil jugendliches Ungestüm zu viel in allzu kurzer Frist erreichen wollte. Und er hörte immer auf sie. Wenn die grauen Augen ihn nur ansahen und die zusammengekniffenen Lippen an den Mundwinkeln zu zucken anfingen, wußte er schon, was seine Mutter dachte — und handelte danach. Das war doch so selbstverständlich. Im übrigen hielt sie ihn nicht zu fest an der Kandare. Mochte sich der Junge umsehen, wie es im Leben zuging — und sich durchbeißen.

Wie er nun eines Winterabends, als sie allein zusammensaßen, der Mutter sagte, daß er eine Frau für den Hof gefunden habe, fünftausend Taler bringe sie mit, und gesund sei sie auch, da sah die alte Frau ihren Jungen erst lange stumm an und fragte dann, wer das Mädchen denn sei.

„Die Elise Baun aus Dissen. Ich hab' sie im Sommer auf dem Pferdemarkt in Fritzlar kennen gelernt. Der Schwager und die Schwester in Besse kennen sie auch. Es ist nichts dran auszusetzen, Mutter."

Sie hatte sich ja so etwas gedacht, denn der Hans war in der letzten Zeit fast jeden Sonntag zu dem Schwager gegangen. Viel Fragen war aber nicht ihre Art.

Nach einer Pause sagte sie: „Ich werde nächsten Sonntag hinübergehen und mir das Mädchen ansehen."

Digitized by Google

„Fahr doch, Mutter! Die Pferde haben ja jetzt nicht viel zu tun."

„Wenn es nicht Glatteis ist oder stürmt, geh' ich lieber. Und du bleibst zu Hause."

Domit war einstweilen der Fall erledigt.

* * *

Gleich nach dem Mittagessen, am Sonntag, machte sich die Witwe Haupt auf den Weg nach Dissen. Ein klarer, kalter Wintertag war es. Auf ihrem dürftigen, noch von keinen grauen Fäden durchzogenen Blondhaar trug sie die Witwenhaube, in der Hand einen großen, violetten Schirm. Gut zwei Stunden Marsch waren es, aber die schreckten die alte Frau nicht ab. Und im Gehen konnte sie sich am besten klar machen, was sie Bauns und besonders der Elise zu sagen hatte. Die sollte ihr später keine Vorwürfe machen können. Was kommen sollte — kam ja doch! Fest überzeugt war sie, daß der Frauenhof auch fernerhin seinen Namen behalten würde. Das mußte eine ertragen können, die auf den heiratete. Und war die Elise Baun nicht aus festem Schrot und Korn, dann mußte sich der Hans die Gedanken an sie abgewöhnen. Nun, sie hatte schon härtere Arbeit verbracht!

Als sie vor dem Gehöft des Bauern Baun in Dissen stand, warf sie einen forschenden Blick über Hof und Gebäude. Von außen schon mußte man sehen, was die Leute wert waren, die darin wohnten.

Die Witwe Haupt war mit ihrer Musterung zufrieden: Der Wein am Hause war sorgsam eingedeckt, die acht Stufen, die zur Haustür hinaufführten, von Schnee und Eis befreit und mit Asche bestreut, kein Wagen stand auf dem Hofe herum, der langgestreckte Stall war zeitgemäß umgebaut, auf dem durch die

Digitized by Google

Wirkung der Mittagsonne schneefreien Dach der Scheune schien kein Ziegel zu fehlen.

Da nickte die alte Frau vor sich hin. Hier wohnten ordentliche Leute!

Und dann schritt sie die Stufen hinan, öffnete die Haustür. Eine Klingel schlug an. Sie stand auf der breiten Diele, wartete, bis sich jemand meldete und sah in alle Ecken. Auch die waren sauber. Reinliche Leute, innen und außen, keine Blender.

Rechts öffnete sich eine Tür, der Bauer Baun stand auf der Schwelle, in blütenweißen Hemdärmeln und sauberem Umlegekragen mit dünnem Bindeschlips. Bartlos das Gesicht, die grauen Haare hochgebürstet. Ruhige braune Augen musterten die Frau mit der Witwenhaube, in dem faltigen, weiten, schwarzen Rock und dem schwarzseidenen Mieder.

„Ich bin die Witwe Haupt vom Frauenhof."

„Dann sei uns willkommen, wie uns dein Sohn immer willkommen war."

Den großen, violetten Schirm stellte die Witwe in eine Ecke und betrat dann das Wohnzimmer. Die Bäuerin saß da mit ihren beiden Töchtern beim Kaffee. Von den zwei Söhnen war keiner anwesend.

Erst gab die Witwe der Bäuerin die Hand, dann den beiden Töchtern, nahm dankbar den Ehrensitz an, sprach Kaffee und Kuchen zu, den sie ganz genau musterte, ob auch keine Verschwendung mit den Zutaten getrieben worden war, freute sich, daß es nicht der Fall, redete mit Bauer und Bäuerin von der letzten Ernte, den Preisen, der Witterung und der Wintersaat.

Die beiden Töchter wurden vorläufig nicht ins Gespräch gezogen. Strümpfestrickend saßen sie auf ihren Stühlen, und auch das gefiel der Frauenhofbäuerin

Digitized by Google

sehr wohl. Hier herrschten Fleiß und Lebensart. Der Hans schien seine Wahl gut getroffen zu haben.

„Elise," sagte der Bauer, „hol für den Besuch und die Mutter ein süßes Schnäpschen!"

Die ältere der Schwestern erhob sich, strich sich die einfache weiße Schürze glatt und ging. Die Frauenhofbäuerin sah ihr mit großen Augen nach: Ein gesundes, dralles Mädchen war die Elise. Wenn sie ein Kind hatte, würde sie wahrscheinlich recht stark werden. Aber das schadete nichts, war so eine nur sonst das Arbeiten gewohnt. Im Gegenteil, die Dicken waren meistens widerstandsfähiger gegen Schicksalsschläge. Freilich so fest waren sie nicht wie die ganz Hageren. Die wurden oft Stahl in trüben Zeiten. Nun, die Erziehung tat da auch viel. Das war ihre Aufgabe.

Mit einem: „Wohl bekomm's!" schenkte dann die Elise dem Gaste und der Mutter ein, setzte sich und griff wieder zum Strickstrumpf.

Der Bauer brannte sich die ausgegangene Pfeife an und sagte zu seiner jüngsten Tochter, denn man wußte ja, warum die Frauenhofbäuerin gekommen war: „Berta, räum das Geschirr weg, und dann bleib draußen!"

So war's recht! Alles ging hier mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit vor sich, wie es sich für anständige Leute geziemte.

Und als die Berta mit dem Geschirr verschwunden war, hob die Frauenhofbäuerin den Kopf, sah den Bauer scharf an und sagte: „Weshalb ich gekommen bin, wißt Ihr. Und wie es um die Elise steht und was sie mitkriegt, weiß ich. Eure Tochter gefällt mir auch ganz gut. Aber weiß das Mädchen auch, was es heißt, auf den Frauenhof freien?"

Der Bauer paffte ein paar dicke Wolken. Das ge-

Digitized by Google

hörte sich so, daß man solche Dinge in Ruhe und mit Würde und ohne Überstürzung besprach. Nach einer halben Minute, während der die Stricknadeln in Elises Händen vielleicht ein bißchen lauter als vorher klapperten, antwortete er: „Ewig wird das ja nicht so fortgehen. Und wir haben da keine Bedenken."

„Es geht so fort," sagte die Frauenhofbäuerin mit Nachdruck. „Wenigstens soll man das für möglich halten."

„Ja—a," erwiderte der Bauer gelassen, „es kann viel passieren! Aber die Bauns sind keine furchtsame Sorte."

„Das ist gut. Aber in unserem Dorfe denken sie anders, das muß ich sagen."

„Wenn wir es nicht schon wüßten, wüßten wir's nun!"

Solche Leute waren nach dem Herzen der Frauenhofbäuerin. Da war gut verhandeln — und der Hans bekam eine Frau, die in die Wirtschaft paßte. Aber Ehrlichkeit bis zum Äußersten war jetzt die Hauptsache. Man sollte der Frauenhofbäuerin nicht nachsagen können, daß sie auch nur das geringste verheimlicht hätte.

„Und ich muß doch sprechen, wie es auf dem Frauenhof zugegangen ist. Wie es genau war, weiß ich nicht. Aber der Kurfürst von Hessen schickte so etwa vor hundertfünfzig Jahren, vielleicht ist's auch länger her, Regimenter nach Amerika. Von seinem einzigen, fünfjährigen Jungen mußte der Ludwig Haupt weg und kam nicht wieder. Heute weiß man nicht mehr, was ihm passiert ist. Sein Sohn Wilhelm wurde, als er einen siebenjährigen Jungen hatte, bei der Ernte von einem verwundeten Wildschwein angenommen, das ihm den ganzen Leib aufschlitzte. Er starb eines qualvollen

Digitized by Google

Todes. Das muß so um 1795 herum gewesen sein. Dessen Sohn, er hieß Hans, wie der meine, wurde 1814 im Befreiungskriege von betrunkenen Kosaken, die im Dorfe einquartiert waren, und denen er keinen Schnaps mehr geben wollte, erschlagen. Sein erstes Kind, der Friedrich, schrie noch in den Windeln. Den erschlug beim Holzfällen ein Baum, als mein Mann vierzehn Jahre alt war. Wie alle Haupts hatte er auch nur diesen einen Sohn. Mein Mann hat erst mit vierundvierzig Jahren geheiratet. Schon damals wollte keine mehr auf den Frauenhof. Ich hab' es getan und bin gut behandelt worden, hab' mich nie über meinen Mann zu beklagen gehabt. Es schien, als sollten wir kein Kind mehr haben, nachdem uns Gott drei Töchter geschenkt. Mein Mann bekam allerlei Witze zu hören, er aber lachte die Leute aus und sagte: ‚Mit dem Frauenhof nimmt es doch noch ein Ende, wartet's nur ab.' Und richtig, als er siebenundfünfzig war, wurde der Hans geboren. Und mein Mann tanzte durch die Stube mit seinem grauen Haar und rief immer wieder: ‚Hab' ich's nicht gesagt! — Hab' ich's nicht gesagt!' Keine Spur von Angst, daß nun der Tod seine Hand nach ihm ausstrecken könnte. Mochten die Freunde lange Gesichter machen, er lachte sie aus. Er war ja so gesund, so kräftig — und schon beinahe sechzig."

Bis hierher hatte die Frauenhofbäuerin ruhig erzählt. Nun überwältigte sie einen Augenblick das Gefühl. Aber nur einen Augenblick. Sich schwach zeigen, das fehlte gerade noch. Wenn die Tränen einmal rinnen mußten, so machte man das im stillen Kämmerlein ab.

Der Bauer Baum hatte sich auf seinem Stuhle weit zurückgelehnt, die Beine von sich gestreckt, und stopfte seine Pfeife von neuem. Seine Frau hielt die Hände im Schoß gefaltet und sagte auch nichts, und Elises

Digitized by Google

Stricknadeln klapperten weiter. Wenn man hinter einer Leiche herging, dann war's ein gutes Recht zu zeigen, wie nahe einem der Tod eines lieben Menschen ging; sonst aber legte man sein Gesicht in starre Falten und beherrschte sich.

Die Frauenhofbäuerin setzte sich noch gerader hin und fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Drei Jahre gingen ins Land, der Hans wurde ein strammer, kleiner Bursch, die ganze Freude seines Vaters. Und ich fing auch an zu glauben, das Schicksal lasse sich zwingen. Eines Morgens fuhr mein Mann den Flachs in die Edder. Wir hatten gerade in diesem Jahre sehr viel gebaut. Heut ist das leider nicht mehr so! — Der Fluß war damals noch nicht reguliert. An die Talsperre, oben in Waldeck, dachte noch kein Mensch. Schwere Herbstgewitter waren niedergegangen, die Wiesen überschwemmt. Acht Tage muß der Flachs im Wasser liegen. Mein Mann setzte sich auf das Sattelpferd, eine starke Bleß, die er selbst gezogen, nickt mir zu, wie er zum Hof hinausfährt, und fängt an zu pfeifen. Das war sonst nicht seine Gewohnheit. Mit sechzig Jahren sitzt keinem Bauer mehr das Pfeifen locker auf den Lippen. Ich aber nicke ihm wieder zu, nehm' den Hans auf den Arm, tret' vors Hoftor und seh' ihm nach. ‚Da haben wir's,' sagt mein Mann zum Knecht, als sie an die Edder kommen, ‚im Waldeckschen muß ja der reine Wolkenbruch 'runter sein!' Er fährt aber über die überschwemmten Wiesen bis zum Fluß. ‚Halt,' ruft der Knecht, ‚rückwärts mit den Pferden, wir können sonst nicht rechts wenden, das Wasser hat ein Stück Ufer mitgenommen!' Mein Mann lacht ihn aus. ‚Ach was, ich werd' wohl noch da 'rumkommen!' Da ist die Bleß auch schon unter Wasser in ein Maulwurfsloch getreten, macht einen Satz, das Handpferd springt

Digitized by Google

zur Seite, der Wagen schmeißt um in die Edder, die schon manches Menschenleben auf dem Gewissen hat, die Deichsel bohrt sich unter einem im Flußbett liegenden Pappelstamm fest, die Gäule ersaufen, weil sie sich nicht rühren können, der Knecht aber zieht meinen Mann zwischen den Tieren — sie hatten sein rechtes Bein eingeklemmt — heraus. Der Schneider Beck war mit seinem Kühwagen auch gerade an der Edder gewesen, auf dessen Wagen bringen sie meinen Mann nach Hause, weil er nicht laufen konnte; denn der Unterschenkel war gebrochen. Als sie ihn die Haustreppe hinauftragen, dreht er sich um und sagt ärgerlich: ‚Nu bin ich auf meine alten Tage doch noch auf 'nem Kühwagen gefahren!' Der Doktor kam. Unterschenkelbruch — was war weiter dabei? Der Ärger über die ertrunkenen Pferde, vor allem über die Bleß, fraß ihm viel mehr am Herzen. Am nächsten Morgen aber hatte er Lungenentzündung. Zehn Tage bin ich nicht von seinem Bett gewichen. Der Tod hatte eine schwere Arbeit. Dann war's vorüber!" Tief senkte die Frauenhofbäuerin den Kopf, seufzte einmal leise und fügte dann hinzu: „Ja, so war es — nun wißt ihr alles!"

Der Bauer stemmte die Fäuste auf den Tisch, seine Frau schneuzte sich laut in ihr rotes Taschentuch, und die Elise fuhr sich schnell einmal mit dem Fingerknöchel in die nassen Augenwinkel.

„Was der Herr schickt, muß man tragen," sagte der Bauer schließlich.

Die Frauenhofbäuerin erhob sich. „Der Winter ist schon halb vorbei. Die Elise mag es sich bis zum Herbst überlegen, ob sie den Hans heiraten will. Die zehn Monate werden ihr schneller vergehen, als mir die zehn Tage am Sterbebett meines Mannes. Uns wird es eine Ehre und Freude sein, wird sie Frauenhofbäuerin.

Digitized by Google

Und wenn es der Bauer erlaubt, daß der Hans öfters einmal kommt, kann er es ja meinem Schwiegersohn in Besse sagen. Weil das Freien auf den Frauenhof überlegt sein will."

Dann gab sie den dreien die Hand, der Bauer bot ihr Fuhrwerk an, aber sie lehnte ab und ging die zwei Stunden Weges — erleichterten Herzens — heim, denn sie hatte ihre Schuldigkeit getan. Was nun weiter kam, stand nicht mehr in ihrer Hand.

Der Hans hatte den Nachmittag im Wirtshause verbracht, Karten gespielt. Dabei waren ein paar kräftige Hinweise auf das gefallen, was man in der allernächsten Zeit auf dem Frauenhof erwarte. Und warum er eigentlich heute nicht in Richtung Dissen „losgezogen" sei.

Der junge Bauer hatte aber nur vergnügt gelacht.

Als er gegen sechs zum Futterschütten nach Hause ging, traf er am Hoftor mit seiner Mutter zusammen.

„Heute abend, Hans. Geh jetzt erst in den Stall."

Da nickte er nur und griff fest mit bei der Arbeit zu.

Und was ihm am Abend die Mutter sagte, damit war er ja soweit ganz einverstanden. Reiner Tisch blieb doch die Hauptsache im Leben. Selbst wenn fünfundzwanzigjährigem Blut das Warten reichlich schwer wurde.

* * *

Nach ein paar Wochen, kurz bevor mit der Frühjahrsbestellung begonnen wurde, erschien der Schwager mit einem schönen Gruß vom Bauern Baum. Man würde sich freuen, wenn man ihn einmal zu sehen bekomme. Gut Ding will Weile haben, und vergeben durfte man sich doch auch nichts! Im übrigen sind die Bauern an ruhiges Warten gewöhnt, das bringt schon

Digitized by Google

ihr Beruf mit sich. Was da der Schwager gesagt, hieß nichts anderes als: die Elise will im Herbst deine Frau werden, und ihre Eltern sind ganz einverstanden.

Der Hans lief nun nicht etwa gleich am nächsten Sonntag nach Dissen, sondern wartete drei volle Wochen. Dann aber machte er kurzen Prozeß. Einen Monat später war er verlobt, die Burschen brachten ihm ein Ständchen, und er „ersäufte" sie in Bier. Denn wenn man einmal auf dem sparsamen Frauenhof in die Tasche griff, dann mußte es auch seine Art haben!

Bauns waren auch für das Gediegene. Die Hochzeit, im Spätherbst, wurde gefeiert, wie seit langem in Dissen keine gefeiert worden war. Drei Tage lang und mit sechzig Hochzeitsgästen. Wenn es auch ein bißchen derb zuging, nachdem sich die Männer rote Köpfe angetrunken, aus der Rolle fiel man doch nicht. Die Verwandtschaft und Freundschaft der beiden Familien bewahrte Haltung. Man war doch wer! ...

Im nächsten Jahre, um die Weihnachtszeit, wurde Hans Vater eines Mädchens. Die alte Frauenhofbäuerin atmete erleichtert auf. Vorläufig wagte sich das Unglück ganz sicher noch nicht über die Schwelle. Denn erst mußte sich ein Junge ins Leben schreien.

Und der blieb aus. Sechs Jahre lang. So lange blieb das Mädchen das einzige Kind. Die junge Bäuerin hatte nun das Regiment über die Innenwirtschaft. Ihre Schwiegermutter war in das Altenteil gezogen, half aber noch wacker mit. Und wenn sie einmal einen Rat gab, so geschah es in schonender Weise. Sie war von allem Anfang an überzeugt gewesen, daß sich ein Junge einstellen würde. Und wenn der da war, wenn dann die schwersten Stunden im Leben eines Weibes kamen, die den Mann von ihrer Seite rissen — hinab ins Grab, dann mußte die Schwiegertochter mit vollstem

Digitized by Google

Vertrauen zu der Mutter ihres Mannes aufblicken können. Ein inneres Gefühl sagte der alten Frau, daß sie diesen Tag noch erleben würde.

Und als der Junge da war, wurde es der Greisin zur Gewißheit. Scharf beobachtete sie ihren Sohn. Sie merkte wohl, daß er anfing unruhig zu werden.

Da nahm sie sich ihn vor. „Was Gott schickt, muß man tragen, Hans!"

Der wollte lachen, aber das Lachen blieb ihm in der Kehle stecken. „Ich freu' mich doch, daß ich endlich 'nen Jungen habe, Mutter!"

Die grauen Augen blickten den Sohn ruhig und fest an. „Du weißt ganz genau, jetzt bist du deines Lebens keine Stunde mehr sicher."

„Das ist kein Mensch," antwortete er mit einem Achselzucken.

Auf Redensarten ließ sich seine Mutter nicht ein. „Du darfst die Elise nicht merken lassen, wenn du einmal unruhig wirst. Sie hängt so an dir! Und so fest, wie ich immer gewesen bin, ist sie auch nicht!"

Da biß der Hans doch die Zähne zusammen. Ein bißchen weich war seine Frau, das mußte er zugeben. Sie hatte ihn eben ehrlich lieb. Und manchmal brach bei ihr die Furcht durch, ihn zu verlieren. Dann hing sie sich an seinen Hals und wollte ihn gar nicht wieder freigeben, als ginge es an ein Abschiednehmen für immer. Er aber hatte stets einen Trost bei der Hand und freute sich im stillen über ihre Liebe ...

Der Junge, auf Wunsch seiner Frau auch Hans getauft, wurde von ihm recht verhätschelt. Stundenlang konnte er sich mit dem Knirps abgeben. Gewiß, er hatte sein Mädel auch herzlich lieb, aber der nun in der Wiege strampelte, der wurde ja sein Verhängnis. Als ob er das abwehren könnte, wenn er

Digitized by Google

mit dem Jungen besonders gut war, so schien es manchmal.

Die Greisin aber wußte, daß ihr Sohn mit diesen Liebkosungen eine innere Stimme ertöten wollte. Und die Elise fühlte das auch. Ihre Nerven ließen nach. Sie kam aus der Furcht um ihren Mann gar nicht mehr heraus. Wenn die Greisin nicht gewesen wäre, hätte die Frauenhofbäuerin noch mehr gelitten. Die richtete sie immer wieder auf: „Mach dir noch mehr Arbeit, Elise! Die bringt einen weg über die dummen Gedanken!"

„Du glaubst ja selbst, Mutter —"

Weiter kam sie nicht. Die alte Frau packte sie am Arm.

„Hab' ich damals nicht gesagt, wie es auf dem Frauenhof zugegangen ist? Kann mir jemand Vorwürfe machen? Oder dem Hans? Und steht der nicht heute noch gerade auf den Beinen? Freue dich am Heute und vertraue auf morgen. Und schone deine Kräfte und nimm nicht als Gewißheit hin, was gar nicht Gewißheit zu werden braucht. Denkst du denn, dein Mann leidet nicht unter deiner Furcht? Und eines Tages reißen ihm die Nerven, und es gibt einen bösen Auftritt. Und dann bleibt es nicht bei dem einen. Dann geht es mit dem häuslichen Frieden bergab. Das ist immer so."

„Um Gottes willen, Mutter, nur das nicht!"

„Dann tu ihm zuliebe, was du ihm zuliebe tun kannst, und beherrsche dich!" ...

Da wurde es besser. Die Greisin wachte ...

Als aber die bösen Wetterwolken am politischen Himmel aufzogen, die sich so jäh entladen sollten, konnte die jüngere Frauenhofbäuerin ihre Angst nicht mehr verbergen.

Digitized by Google

„Mußt du denn auch mit, Hans?“ fragte sie eines Morgens.

„Ja — wenn's dieses Jahr losgeht. Nächstes Jahr komm' ich in den Landsturm.“

„Dann geht es gewiß noch dieses Jahr los!“

Sein Herz zog sich zusammen, aber er lachte. „Laß es doch losgehen! In Ruhe lassen uns die ja doch nicht, bis sie wieder einmal gehörige Dresche gekriegt haben. Also einmal muß es sein. Und mich alten Burschen stecken sie ja doch nicht in die Front. Sonst brauchte ich mich nicht erst am fünften Mobilmachungstag in Kassel beim Bezirkskommando zu melden.“

Das war ein schwacher Trost. Der Bauer aber ahnte, daß seine Stunde nun bald geschlagen habe. Also schleunigst den Roggen gemäht, und am Südhange wurde auch schon der Hafer reif. Eingebracht, was hereingebracht werden konnte! Denn ob man die Russen oder Franzosen zu verhauen hatte, das war dieselbe Sache! Und er kam ja doch nicht wieder! ...

Eines Nachmittags, als er mit der Maschine den letzten Roggen abmähte, kam atemlos seine Frau angelaufen.

„Hans, Kriegszustand! Der Ortsdiener hat es eben ausgeklingelt! Komm heim — schnell!“

Hans aber schüttelte den Kopf und setzte sich fester auf seinen Sitz. „Nein, Elise! Jetzt heißt's erst recht schaffen!“

Da warf sie sich vor die Maschine und jammerte. „Ich will dich die letzten Tage haben, ganz für mich! Du kommst ja doch nicht wieder!“

Seine Stirn legte sich in Falten. Leute kamen herbeigelaufen von allen Seiten. „Kriegszustand!“ rief man sich zu. „Kriegszustand!“ Schon lagen dem Bauer harte Worte auf der Zunge. Da sah er von

Digitized by Google

fern seine Mutter kommen. Er stieg ab und zog seine Frau hoch.

„Elise, nimm dich doch zusammen! Ich muß ja morgen noch nicht weg!“

Sie klammerte sich an seinen Hals, weinte und schrie. „Du kommst ja doch nicht wieder, kommst ja doch nicht wieder!... Der Frauenhof!... Der Frauenhof!“

Die Leute stießen sich an, blickten sich bedeutsam in die Augen. Natürlich kam der Hans nicht wieder! Stumm drängte sich ein dichter Kreis um das Ehepaar.

Da drückten welke Hände ein paar Schultern zur Seite, auf einen Stock gestützt stand die alte Frauenhofbäuerin neben ihrem Sohn: „Elise, sei vernünftig und komm mit! Du siehst doch, der Hans hat zu schaffen!“

Die ruhige, feste Stimme verfehlte ihre Wirkung nicht. Die junge Frau hob den Kopf von der Brust ihres Mannes, von seiner Schulter sanken ihre Arme herab.

Die Greisin nahm ihre Schwiegertochter bei der Hand. „Komm, Kind!“

Zärtlich, voller Mitleid, klangen die beiden Worte, wie man sie aus dem Munde der alten Frauenhofbäuerin noch nie gehört hatte.

Der Hans aber setzte sich wieder auf die Maschine und mähte weiter, bis das Abendrot im Westen stand.

* * *

Als die Abschiedstunde kam, sein Weib, in Tränen aufgelöst, an seiner Brust lag, nickte der Hans ernst seiner Mutter zu, die den Jungen auf dem Arm trug.

Dann riß er sich jäh los. Niemand sollte die Träne eines Mannes sehen, der der festen Überzeugung war, daß er aus diesem Feldzuge nicht wieder heimkäme.

* * *

Digitized by Google

Der Hans wunderte sich nicht einmal, daß er, ein Mann von sechsunddreißig Jahren, zum mobilen Regiment ausgemustert wurde. Mit noch drei anderen.

Der Batteriechef sagte zu den Landwehrleuten, als sie sich bei ihm meldeten: „Die Feldartillerie ist in dem letzten Jahrzehnt sehr vermehrt worden, da mußte bei dieser Waffe zur Ergänzung auf ältere Jahrgänge mit zurückgegriffen werden — auf die besten Leute natürlich."

Nun waren sie mitten in dem Trubel, wurden eingekleidet, der Frauenhofbauer wurde Vorderreiter bei einem Munitionswagen der ersten Staffel, die der Batterie sofort aufs Gefechtsfeld zu folgen hat. Er war stiller als die anderen — und war doch zufrieden, daß es so gekommen. Da dauerte die Qual wenigstens nicht lange. Aber er ließ sich nichts merken, wie es in seinem Herzen aussah. Er hatte es doch recht gut gehabt in seinem Leben. Das tägliche Brot hatte immer reichlich auf dem Tische gestanden, eine Frau war sein geworden, die ihm in steter Liebe zugetan gewesen, und zwei Kinder sprangen auf dem Frauenhof.

Auf dem Frauenhof!

Da kniff er die Lippen zusammen. Und wenn sein Junge einmal einen Sohn hatte, dann lag auch auf dem Gottes Hand schwer. Nun, vielleicht war's auch genug, nachdem er für Kaiser und Reich gefallen!

Eine bodenlose Wut auf Deutschlands Feinde kam über ihn. Sie sollten etwas erleben, die Deutschland zu diesem Griff ans Schwert gezwungen hatten! Den Frauenhof durfte kein Feind betreten, kein Franzosenfuß, kein Russenpferd seine Äcker zerstampfen. Kein Kosak sollte sich an seinen Jungen heranwagen, wie es vor hundert Jahren einer an seinen Urgroßvater getan. Diese Mordbrenner! Diese Halunken!

Digitized by Google

Als der Befehl kam, daß am nächsten Tag die Batterie verladen werde, Richtung gegen Westen, atmete er erleichtert auf. Frankreich und Belgien lagen näher am Frauenhof als Rußland.

* * *

Bei Namur waren sie dabei. Heiß ging es her, und als Hans Haupt, die Feldmütze schräg auf dem Ohr, nach dem Einzuge auf dem Marktplatz stand, mußte er hell auflachen. Über ihm waren auch Granaten und Schrapnelle weggespritzt, bei einem Stellungswechsel nach vorwärts hatten sogar die Gewehrkugeln um ihn gepfiffen, aber er stand noch fest in seinen Stiefeln. Das bange Gefühl, das von Zeit zu Zeit sich immer wieder eingestellt hatte, wenn er an den Frauenhof gedacht, verging ihm. Ja, zur Gewißheit wurde es ihm, daß er seinen Jungen wieder auf den Knien wiegen würde ...

Und wieder kam er ins Gefecht — und wieder ging es gut! Bei Sedan überschritten sie die französische Grenze. Sedan! Das war ein Wort, eine Verheißung. Den Einzug in Paris würden sie miterleben. Erstaunte Gesichter sollten jung und alt auf dem Frauenhof machen, wenn er erzählte!

Da schlug wie ein Blitz die Nachricht ein: „Wir werden verladen! Das ganze Armeekorps kommt nach Rußland!"

Man sah sich an. Der Hindenburg hatte doch den Russen in Ostpreußen das Fell nach Noten vergerbt!

„Ja, ja, es stimmt, es ist wahr! Nun soll in das Moskowiterreich einmarschiert und unseren Bundesbrüdern, den Österreichern in Galizien, Luft geschafft werden. Die haben eine riesige Übermacht sich gegenüber! Na, denn immer drauf! Die Fahrkarten brauchen wir ja

Digitized by Google

nich zu bezahlen! Zu viel von der Welt kann der Mensch gar nich sehen."

Die Kameraden schrien durcheinander. Dem Frauenhofbauer aber war es, als griffe eine eiskalte Hand nach seinem Herzen. Ein russischer Kosak hatte den Großvater erschlagen. Den zweiten Hieb führte nun der Urenkel gegen diese Bande. Und der Hieb sollte sitzen! Vielleicht, daß dann die Heimsuchung von dem Frauenhof genommen wurde.

Er bekam einen gelinden Rippenstoß von einem Kameraden, der aus dem Nachbardorf war. „Du, ob wir wieder durch Wabern fahren? Da könnten wir unsere Frauen und Kinder hinbestellen!"

Sie liefen zu einem Offizier der Batterie.

Der zuckte die Achseln. „Ja, wer kann das heute wissen? In Köln erfahren wir's vielleicht, welche Strecke wir benützen. Da könnt ihr telegraphieren! Denn mit Eilzugsgeschwindigkeit sausen Truppentransporte nicht durch die Welt, das wißt ihr ja!"

Und in Köln wurde ihnen gesagt: Ja, es geht über Gießen—Wabern—Kassel. Ein Riesenhallo antwortete. Also durch die Heimat! Als Sieger! Guten Tag also auf höchstens zehn Minuten.

* * *

Auf den Landstraßen nach der Eisenbahnstation Wabern war eine Völkerwanderung. Zu Tausenden stehen die Angehörigen um den Bahnhof. Zug um Zug rollt ein, man schreit den Truppenteil über die Köpfe hinweg. Weiter wird der Ruf gegeben bis in die hintersten Reihen, und wenn eine Familie einen Angehörigen in dem Zuge hat, wird schleunigst Platz für sie gemacht.

Die alte Frauenhofbäuerin in ihrer hessischen Tracht,

Digitized by Google

die Witwenhaube auf dem Kopfe, den großen violetten Schirm in den abgemagerten Händen, wartet mit ihrer Schwiegertochter und den Enkelkindern seit Stunden. Sie wird nicht ungeduldig. Sie fühlt es, der Hans kommt. So sieht sie ihn doch noch einmal wieder! Noch einmal! Denn aus Rußland kommt er nicht zurück! Sie hat von den grauenhaften Verwüstungen in Ostpreußen gelesen, und wenn nun der Krieg hineingetragen wird in das Riesenreich, das bald unter Eis und Schnee starrt, so werden nicht viele zurückkehren. Ein Frauenhofbauer schon ganz sicher nicht. Aber den Urgroßvater soll er rächen, das wird sie ihm sagen.

Auf ihrem Schoß schläft der Junge ein. Sie streichelt zärtlich sein Blondhaar, sieht ihre Schwiegertochter an, die seit Stunden im Wagen steht, das Mädel an der Hand, einen trotzigen Zug um die Lippen. Nun, den muß eine Frauenhofbäuerin haben!

Ein Zug nach dem anderen verläßt nach kurzem Aufenthalt den Bahnhof, und sofort braust ein neuer heran. Die Wagen sind bemalt mit Bildern, kernige und ulkige Sprüche stehen an den Wänden. Hallo, Gelächter, Rufe! Puppen in belgischen und französischen Uniformen werden aus den Wagen gehalten, ein paar tanzen in roten Hosen und Käppis auf dem Dach herum.

Und endlich heißt es: „Die Kasseler Artillerie! Die Kasseler Artillerie!“ Seine Batterie!

Den großen violetten Schirm hoch erhoben, drängt sich die alte Frauenhofbäuerin durch die Menschen. In der freien Hand ein Paket mit warmen Sachen. Hansens Frau schleppt Würste und Schinken und Fruchtsaft herbei, die Kinder hängen ihr an den Röcken.

Da winkt der Hans schon von weitem. „Mutter! Mutter! ... Elise! ... Kinder! Kinder!“ Er springt aus dem Wagen, fällt den Seinen um den Hals. Und

Digitized by Google

während er dann die Kinder auf seinen Armen hält, blickt er den beiden Frauen fest in die Augen. „Ich fühl', daß ich wiederkomme! Habt keine Angst!"

Die alte Frauenhofbäuerin sieht ihre Schwiegertochter an, und sie ist mit ihrer Musterung zufrieden. Wie tapfer sie sich den Schmerz verbeißt. Mögen auch die Mundwinkel zucken, Tränen rollen nicht. „Junge," sagte die alte Frau, „denk' an die Kosaken!"

Da lacht der Frauenhofbauer grimmig auf: „Mutter, die vergeß ich nicht!" ...

Zehn Minuten sind schnell vorüber. Der Trompeter bläst. Noch einmal drückt Hans die Seinen in die Arme, steigt ein, langsam setzt sich der Zug in Bewegung. Des Frauenhofbauern Augen hängen, bis der Bahnhof seinen Blicken entschwindet, an seinem Jungen. Jetzt erst steigen Zweifel in ihm auf, ob er Mutter, Frau und Kinder wohl wieder sieht ...

Bei der Heimfahrt nickt die Frauenhofbäuerin ihrer Schwiegertochter, die nun ein trostloses Gesicht macht, aufmunternd zu. „Elise, jedenfalls haben wir ihn noch einmal gesehen! Danken wir Gott dafür!"

Da fließen die Tränen. Mögen sie! Solche Tränen machen die Menschen fester.

* * *

Das Grauen würgte an Männerherzen.

So also sah der Krieg im Osten aus! Der Hauptmann von Hansens Batterie führte seinen Leuten einen Knaben mit abgehackter Hand, einen Greis mit abgeschossenem Arm vor.

„Und da drüben auf dem Friedhof liegen sechs Frauen und Mädchen! Man hat sie gefunden mit zerrissenen Leibern! Leute, ihr wißt genug! Denkt an die Heimat!"

Digitized by Google

Die feldgrauen, von der Sonne braungebrannten Männer lehnten sich an ihre Pferde, Geschütze, Protzen und Munitionswagen. Sie bissen die Zähne zusammen, Furchen auf der Stirn, aber die Lippen bebten, und die Augen sprühten. Wenn sie bloß bei Tannenberg mit dabei gewesen wären! Auge um Auge, Zahn um Zahn, ihr Halunken!

In Insterburg waren sie ausgeladen worden. An ausgebrannten Dörfern vorbei ging der Marsch auf Gumbinnen zu. Bei Stallupönen, noch auf deutschem Boden, aber dicht an der Grenze, sollte der Feind stehen. Da — war das nicht ein Kanonenschuß gewesen? ... Richtig! ... Automobile jagten vor, Adjutanten und Meldereiter rückwärts.

Die Hand des Hauptmanns hob sich, beschrieb einen Kreis. Die Batterie trabte an. Heftiger wurde der Kanonendonner. Gewehrfeuer sang dazwischen und das Geplätscher der Maschinengewehre, das sich von weitem anhörte wie das Rauschen eines Wasserfalls.

Aber nicht nur auf der Landstraße zogen die Kämpfer gegen Osten. Auf Feldwegen rechts und links, über Stoppeln und Kartoffelfelder stampften die Bataillone vorwärts.

Kilometer auf Kilometer wurde von der Artillerie in schlankem Trabe zurückgelegt. Ein kurzer Halt folgte, dann ging es weiter. Die Straße gabelte sich, nach Norden schwenkten drei Batterien ab. Ein neuer Halt — und dann ging's über den westlichen Straßengraben eine Anhöhe hinauf.

Von den Munitionsstaffeln wurden Mannschaften vorgezogen, um die Geschütze miteinzugraben. Hans war auch kommandiert. Als das geschehen, kehrte er zu seinen Pferden zurück. Die ganze Staffel stand, gedeckt gegen Sicht, in einer Mulde, etwa zweihundert

Digitized by Google

Meter hinter der aufgefahrenen Batterie. Lebhafter knatterte das Infanteriefeuer von vorn. Und schon krachten auch die ersten Schüsse seiner Batterie. Aufmerksam beobachtete der Frauenhofbauer die feindlichen Granaten, die herangeschwirrt kamen, platzten und ihren Geschoßhagel ausspien. Drüben, die Nachbarbatterie hatte die ersten Verwundeten. Der seitlich aufgebaute Beobachtungswagen flog fünf Minuten später in Trümmer. Der Offizier war von seinem Stand herabgeschleudert worden und lag regungslos auf der Erde. Über seinen grauen Feldrock sickerte das Blut, die rechte Backe war zerfleischt, Hans konnte es genau erkennen. Gut schossen die Russen, das mußte man ihnen lassen! Ein Glück war es nur, daß nicht jede Granate explodierte ...

Nach einer Stunde wurden die Geschützpferde vorgezogen. Es wurde aufgeprotzt. Ging es vorwärts, ging es rückwärts?

Wie der Wind verschwand zuerst seine Batterie — nach vorn, über die Geländewelle weg. Die Munitionsstaffeln jagten hinterher. Hiebe sausten auf die Gäule. Keine Zeit war, rechts oder links zu sehen. Nur geradeaus, hinter den Geschützgleisen her, die sich auf dem taufeuchten Boden scharf abhoben. Da war ein Mann überfahren worden. Anscheinend ein Toter. Die Augen zu. Darüber hinweg. Was fragt die Schlacht nach einem Menschenleben?

„Achtung, halb rechts," schrie der Führer der Staffel. Das zweite Geschütz der Batterie lag umgeworfen da, die Vorderpferde wälzten sich auf der Erde. Schon waren ein paar Mann dabei, sie auszuschirren. Ein Revolver knallte in dieses Heulen wie ein Kinderspielzeug hinein. Der Geschützführer hatte ein verwundetes, wild um sich schlagendes Pferd von seinen Qualen erlöst ...

Digitized by Google

Weiter! Weiter! ...

„Ha—alt! ... Abgesessen! ... Leute mit Schanzzeug vor!“

Der Frauenhofbauer riß seinen Spaten aus der Hülle, in drei Minuten waren die drei Geschütze eingegraben. Da kam das vierte nur noch vierspännig heran. Zwei Minuten später feuerte es auch.

Und nun ein Arbeiten in der Staffel, daß den Leuten der Schweiß von der Stirn rann. Die vollen Munitionswagen mußten heran, leere zurückgefahren werden, gefallene und verwundete Pferde ausgeschirrt, die Geschützbespannung neu zusammengestellt werden. Alles hunderte von Malen auf den Kasernenhöfen und Exerzierplätzen geübt. Jetzt klappte jeder Handgriff.

Und noch zwei Stellungswechsel nach vorn! Es ging vorwärts auf der ganzen Linie. Munitionskolonnen rasselten heran, um die Bestände zu ergänzen. Fast bis in die dünnen, kaum sichtbaren Infanterielinien waren die Batterien herangebracht worden.

Das feindliche Granatfeuer ließ nach, dafür schwirrten jetzt Infanteriegeschosse zwischen die Geschütze. Die Verluste mehrten sich.

„Schnellfeuer!“

Ein Unteroffizier kam zur Munitionsstaffel zurückgeritten: „Leute nach vorn! Die Geschützbedienung langt nicht mehr!“

Von jedem Munitionswagen wurde ein Mann abkommandiert. Hans mußte auch mit nach vorn, weil er während der Dienstzeit Richtkanonier gewesen war. Nun sah der Frauenhofbauer da vorn das Entsetzen — und die Kraft! Die dünnen Schützenlinien sprangen bald hier bald da vorwärts, frische Regimenter schoben sich ein. Besät war der Boden mit Toten und Verwundeten.

Digitized by Google

Hier lagen schon Russen! Jünglinge und reife Männer. Also aus seinen ersten Stellungen mußte der Feind geworfen sein. Nun, wenn es nur erst einmal vorwärts ging!

Rechts und links und vor ihm tobte die Schlacht, Dörfer brannten, Felder, reif zum Schnitt, schwelten, beißender Rauch trieb Tränen in die Augen.

Schuß auf Schuß richtete er. Totenruhe war über den Frauenhofbauer gekommen. Jetzt seine Schuldigkeit getan — und an nichts gedacht, als wie dem Feinde da drüben die letzte Kraft aus dem Leibe gejagt werden konnte ...

Staubwolken wirbelten von Norden auf. Signale schmetterten: Achtung, Kavallerie! Herumgeworfen wurden die Geschütze. Seitwärts von ihnen schwärmte Infanterie aus.

Dem Frauenhofbauern quollen die Augen aus den Höhlen. Ritten da Kosaken an? Dann sollte eine hundertjährige Rechnung quittiert werden!

Schon zitterte die Erde unter den Pferdehufen. Richtig — Kosaken!

„Ruhe, Leute," riefen die Zugführer. „Bis auf achthundert Meter herangelassen, etwa bis zu den einzelnen Bäumen, dann hinein in die Bande, was die Geschütze hergeben!"

Eine Reiterwoge wälzte sich heran. Der Frauenhofbauer stand hinter seinem Geschütz und richtete. Achthundert Meter, die Entfernung verstand er wie keiner abzuschätzen. Genau so lang war sein schöner Plan am kerzengeraden Lochrain. Wartet, ihr Halunken! — Wartet!

„Schnellfeuer!"

Da prasselte es aus den Geschützen und Gewehren. Ein wildes Aufbäumen der Reiterwoge. In Fetzen

Digitized by Google

wurden sie gerissen — in Fetzen! Zurück jagten die armseligen Reste. Über ihnen platzten die Schrapnells, jeder Schuß fegte ein paar Dutzend Sättel leer.

Und dann wurden die Geschütze wieder herumgeworfen. „Auf das alte Ziel weiterfeuern! Visier zweitausendfünfhundert und zweitausendsiebenhundert!"

Da mußte der Frauenhofbauer lachen. Wie auf dem Exerzierplatz in Kassel, den Übungsplätzen in Griesheim oder Ohrdruf.

Die feindliche Artillerie fuhr ab. Die deutsche Infanterie war ihr zu nahe gekommen. Nun feste auf die russische Infanterie!

Noch ein Stellungswechsel nach vorn — wohl der letzte heute. Dann war die Schlacht entschieden, der Feind auch hier aus deutschen Landen vertrieben. Ostpreußen konnte aufatmen.

An vorwärtsstürmender Infanterie, deren aufgepflanzte Bajonette in der Sonne funkelten, rasten die Geschütze vorbei — bis dicht hinter die Schützenlinie. Im Nu war abgeprotzt. Kein Einbutteln mehr. Schnellfeuer, rasendes Schnellfeuer auf die Infanterie des Feindes, sie so erschüttern, daß die eigene Infanterie die Stellungen stürmen konnte.

Hier Hurras — da drüben Hurras!

Entfaltete Fahnen flatterten erhoben im Winde.

Und der Frauenhofbauer richtete — und richtete! Bis er plötzlich nach hinten überschlug. Eine der letzten Granaten, die der Feind abschoß, ehe er sich zur Flucht wendete, hatte ihm das linke Bein zerschmettert und die Hüfte aufgerissen.

* * *

Die Dreschmaschine summte auf dem Frauenhof. Aber so flott wie sonst ging die Arbeit nicht vonstatten.

Digitized by Google

An der russischen Grenze sollte eine große Schlacht geschlagen worden sein. Die Zeitung hatte eine Kartenskizze gebracht. Die war an die Scheunentür angenagelt worden. Ein paar alte Soldaten redeten sehr klug darüber. Und man glaubte ihnen gern, denn was sie da sagten, klang sehr erfreulich.

„Wenn das acht Wochen so weitergeht, haben wir Petersburg in der Tasche! Ja — und dann ist es alle! Denn die Franzosen sind bis dahin auch zu Wurst gehackt. Das halbe Dutzend, das uns sonst noch den Krieg erklärt hat, macht das Kraut nicht fett! Nicht einmal England! Dem sitzt unsere Flotte auch gehörig auf dem Fell!"

Der Frauenhofbäuerin schlug das Herz ängstlich in der Brust. Sie hörte nur mit halbem Ohre hin, was die Leute da sagten. Wenn sie nur gewußt hätte, ob die Batterie, bei der ihr Mann stand, mit an der Schlacht teilgenommen! Und schwach wollte sie sich vor den Leuten nicht zeigen. Mancher hatte aus dem Dorfe einrücken müssen, der seine Familie in wirtschaftlicher Bedrängnis zurückließ. Deren Frauen durften den Kopf auch nicht hängen lassen, und man hatte doch mit gutem Beispiel voranzugehen.

Daß die Frauenhofbäuerin so vernünftig dachte, hatte sie ihrer Schwiegermutter zu verdanken. Von deren welken Lippen kam kein Wort der Klage. Wenn sie aber den Mund auftat, dann geschah es, weil ihre Schwiegertochter ein vergrämtes Gesicht zeigte. Das durfte nun und nimmer sein. Die Todesnachricht, die ja doch kam, mußte feste, vertrauende Herzen antreffen.

Den kleinen Hans auf dem Schoß saß sie stundenlang am Fenster, von dem aus sie die Straße übersehen konnte. Denn eines Tages kam doch der alte Postagent mit dem Telegramm ...

Digitized by Google

Und richtig eines Nachmittags kam der Mann mit dem langen, schneeweißen Bart hastig die Straße heraufgegangen. Der Herzschlag der Greisin stockte. Die Lippen kniff sie zusammen, drückte den kleinen Jungen fest an sich. Und als der Postagent die Stufen heraufstolperte, glaubte sie felsenfest zu wissen, was in dem Telegramm stand.

Da war der Postagent schon im Zimmer. „Ja, das ist nicht zu ändern, Frauenhofbäuerin! Einer muß der erste aus dem Dorfe sein!“

„Gib her,“ sagte die Greisin mit harter Stimme und riß den Umschlag auf. „Schwer verwundet. Komme aber durch. Liege Garnisonlazarett Danzig. Hans.“

„Er ist ja gar nicht tot!“ Es klang fast wie eine Enttäuschung. Nun mußte ihr Junge auch noch leiden, bevor er die Augen für immer schloß.

Der Postagent trat verlegen von einem Bein aufs andere. „Du weißt doch, wie es siebzig mit dem Rößler war. Schwerverwundet kommt erst, das andere danach!“

Die alte Frauenhofbäuerin nickte nur, der Postagent drückte sich schleunigst aus dem Zimmer.

Ihre Schwiegertochter stürmte herein. Von der Dreschmaschine aus hatte man das Kommen des Postagenten gesehen. Sie schrie: „Mutter — der Hans!“

Die Greisin ließ den Enkel von ihrem Schoß gleiten, stand auf, trat auf Elise zu, faßte nach deren Händen, denn die brauchte jetzt eine Stütze. „Tot ist er nicht! Schwerverwundet nur! Er liegt in Danzig. Ich fahr' zu ihm und hol' ihn her.“

„Das ist meine Pflicht, Mutter.“

Energisch schüttelte die Greisin den Kopf. „Nein, Kind, meine Sache ist es! Ich bin die Mutter und älter

Digitized by Google

und ruhiger! Du hast hauszuhalten auf dem — Frauenhof!"

Die Bäuerin sank auf einen Stuhl. Sie kannte sich in ihrer Schwiegermutter aus. Warum hatte die das Wort „Frauenhof" so betont? Weil keine Hoffnung mehr war!

Die Greisin setzte ihr den Jungen auf den Schoß, holte das Mädchen herbei, das mit der Mutter gekommen war und sich scheu in eine Ecke gedrückt hatte. „Bei denen hast du zu bleiben! Ich bring' den Kindern ihren Vater, meinen Sohn, heim!"

Und dann verließ die Alte das Zimmer, ging zur Dreschmaschine und teilte den Leuten den Inhalt des Telegramms mit; die sahen verlegen zur Seite und schwiegen sich aus. Schwerverwundet, — der Frauenhofbauer, für den war das sicher das Ende.

Und dann tat man wieder weiter seine Arbeit, sah der Greisin nach, die den Hof verließ, sich zum Pfarrer begab, um sich sagen zu lassen, wie man am besten und schnellsten nach Danzig kam.

* * *

Schon am nächsten Morgen saß sie auf der Bahn. Im Leinenbeutel fünf Hundertmarkscheine, die sie sich aus ihrem Guthaben von der Kreissparkasse hatte auszahlen lassen, und dem nötigen Kleingeld.

Berlin war selbst für diese eiserne Frau reichlich viel. Diese Menschen! Dieses Häusermeer! Wie die Leute bloß in einer solchen Stadt leben konnten, in der kein Feld und kein Obstbaum und kein Gemüsegarten auf weite Strecken zu sehen war. In einer Droschke war sie mitten durch die Stadt vom Anhalter auf den Friedrichsbahnhof gefahren, wie ihr der Herr Pfarrer auf den Zettel geschrieben. Einen Dienstmann

Digitized by Google

nahm sie sich dort und ließ sich zu dem Zuge nach Danzig führen. Dreimal fragte sie den Schaffner, ob sie auch wirklich in dem richtigen säße, und dann auch noch die Mitreisenden. Die sahen erstaunt die Frau in der hessischen Tracht mit dem riesengroßen, violetten Schirm an, lächelten und fragten, was sie denn in Danzig wolle.

„Mein Sohn liegt da verwundet."

Da wurden die Gesichter ernst, man räumte ihr einen Eckplatz ein, damit sie besser schlafen könne, denn erst am nächsten Morgen kam der Zug in Danzig an.

Die Greisin schloß aber kein Auge. Ihre Gedanken weilten bei dem Sohne. Ob sie den wohl noch lebend antraf? Hoffentlich — und wenn es auch nur war, um ihm die Augen zuzudrücken!...

Eine Droschke brachte sie in Danzig nach dem Garnisonlazarett. Der sonst so sparsamen Frau war es gleichgültig, wie ihr die Taler und Scheine unter der Hand wegrollten. Und dann stand sie an ihres Sohnes Schmerzenslager.

Der Hans drehte sich um, als sie an sein Bett trat, er traute seinen Augen nicht. „Du, Mutter? Bist du es denn wirklich?"

Die Tränen wollten ihr in die Augen steigen, als sie die liebe Stimme hörte. Die Schwester schob der Greisin einen Stuhl hin. Auf den sank sie und sah in das abgemagerte Gesicht ihres Jungen. Zäh, wie sie war, wurde sie schnell mit den weichen Gefühlen fertig. Der da todwund in den Kissen lag, sollte kein schweres Sterben haben.

„Natürlich bin ich's, Hans! Nach Hause will ich dich mitnehmen. Dort wollen wir dich gesund pflegen!"

Sie glaubte an ihre Worte selbst nicht.

„Da wirst du aber mindestens noch vierzehn Tage

Digitized by Google

hier bleiben müssen, denn eher bin ich nicht transportfähig." Er schlug die Bettdecke zurück. „Der linke Unterschenkel ist mir abgenommen worden, schon draußen im Feldlazarett. Komisch, man denkt immer, man hat den Fuß noch. Mich juckt's noch manchmal an der kleinen Zehe. Da hatt' ich ja ein Hühnerauge. Das liegt irgendwo verbuddelt an der russischen Grenze! ... Und hier oben, an der Hüfte, bloß 'ne Fleischwunde, Mutter, die gut verheilt! Also ich komm' durch! ... Aber den Russen haben wir's gegeben, besonders den Kosaken! Ich war Richtkanonier! Ein Schrapnell nach dem anderen holte sie 'runter von den Gäulen!"

Der alten Frau wurde es angst und bange. So viel redete ihr Junge doch sonst nicht! Sie legte ihm die Hand auf die Stirne. „Von — von zu Hause will ich dir erzählen."

Der Hans lachte ganz übermütig. „Sag doch ruhig vom — Frauenhof! Der Bann ist gebrochen, Mutter!"

Und sie erzählte von Weib und Kindern, von der guten Ernte, vom Viehstall, vom Dorfe. Mit geschlossenen Augen hörte ihr Sohn zu, ein Lächeln um die Lippen.

Die Ärzte kamen zum Morgenbesuch, gingen von einem Bett zum anderen. Zwanzig, meist Schwerverwundete, lagen in dem Saal. Zuletzt kamen sie an Hansens Bett.

„Schon so früh Besuch, Haupt?"

„Meine Mutter!"

„Ein tapferer Soldat, der zum Eisernen Kreuz eingegeben ist, liebe Frau! Na, nun wollen wir einmal nachsehen, ob seine Wunden weiter gut verheilen. Gehen Sie einstweilen an ein anderes Bett, Mütterchen!"

„Ich halt's aus, ich seh' zu!"

Digitized by Google

Ein scharfer Blick des Arztes. Der Menschenkenner nickte freundlich. Schwestern nahmen die Verbände ab.

„Fein," sagte der Arzt, „ein strammer, gesunder Mensch! Gutes Blut! Bauernkraft!"

Neu verbunden wurde Hans Haupt. Und als das geschehen, fragte seine Mutter, ob sie ihn bald mit nach Hause, nach Hessen, nehmen könne.

„Ja, in ein paar Wochen. Und den ersten Tag bis Berlin, dort Ruhe vierundzwanzig Stunden und dann erst weiter in die Heimat!"

Die Greisin glaubte es nicht, aber sie tat, als wenn sie ganz zufrieden sei, und nickte. „So lange bleib' ich hier!" sagte sie.

„Recht so," meinte der Arzt. „Die Mutter ist die beste Medizin!"

* * *

Das Eiserne Kreuz im Knopfloch, machte der Frauenhofbauer auf seinem Hofe an einem milden Novembertage die ersten Humpelversuche auf seinem Holzbein im Freien, unterstützt von Mutter und Frau.

Warm und liebevoll umfing und hielt ihn der Friede der Heimat.

Die alte Frauenhofbäuerin saß stundenlang am Fenster, die Fäuste an die Backen gestemmt, und schüttelte den Kopf, in den es so schwer hinein wollte, daß nun der Bann vom Frauenhof genommen war!

Digitized by Google

Zwischen Cattaro und Cetinje

Bilder vom adriatischen Kriegschauplatz

Von Max Nentwich

Mit 8 Originalaufnahmen des Verfassers (Nachdruck verboten)

Bisher sind alle Versuche der französisch-englischen Flotte, die österreichische Adriafestung Cattaro zu nehmen, gründlich mißglückt, auch die wiederholt versuchten Beschießungen durch die Montenegriner hatten so gut wie keinen Erfolg. Cattaro, nach Pola die stärkste Festung der dalmatinischen Küste, ist von Natur so glücklich gelegen, daß jedes feindliche Schiff, bevor es sich der Stadt in erforderlicher Weise nähern könnte, erst etwa 40 Kilometer Spießruten laufen müßte zwischen zwei Reihen der modernsten und stärksten Forts.

Die fjordartig zerrissenen, felsigen Einbuchtungen der „Bocche di Cattaro" lassen zwischen den himmelstürmenden Riesen, die sich bis zu 1000 Metern, im Hinterlande bis über 2000 Meter erheben, nur versteckte, schmale Durchfahrten übrig, von denen die Enge der Catene überhaupt nur noch 250 Meter breit ist; sie war in früheren Jahrhunderten einfach mit Ketten zugezogen. Und auf beiden Seiten — man kann sich die Hände fast hinüberreichen — reiht sich Befestigung an Befestigung, von denen man beim heutigen Festungsbau natürlich so gut wie gar nichts sehen kann.

Die Luftlinie bis zum offenen Meere beträgt allerdings nur etwa 10 Kilometer, und es ließe sich annehmen, daß große Schiffsgeschütze, durch Flieger unterrichtet, eine Beschießung vom Meere aus ermöglichen könnten — wenn nicht eben die Bergriesen sich um Cattaro so eigenartig herumgruppierten, daß die Stadt durch sie bis zu einem gewissen Grade geschützt ist. Der etwa 800 Meter hohe, lang hingestreckte Sattel

Digitized by Google

Blick von der Paßhöhe des Lovčen über den Golf von Cattaro.
(Rechts vorn die Stadt. Links der Höhenzug des Vermač. Im Vordergrund die Schlängelungen der neuen Fahrstraße.)

des Vermač hat sich wie eine Riesenschutzwehr gegen das Meer zu vor die Stadt gestellt. Es wäre selbst mit

Digitized by Google

Mörsern ballistisch nicht möglich, dem Geschoß einen Flugwinkel zu geben, daß es kurz vor dem Ziele diesen

Cattaro. Der mittelalterliche Uhrturm auf der Piazza d'Armi, dem Hauptplatze der Stadt.

Wall überfliegt und dann doch noch in die dicht darunter gebettete Stadt trifft.

Vom Meere aus droht Cattaro kaum eine ernste

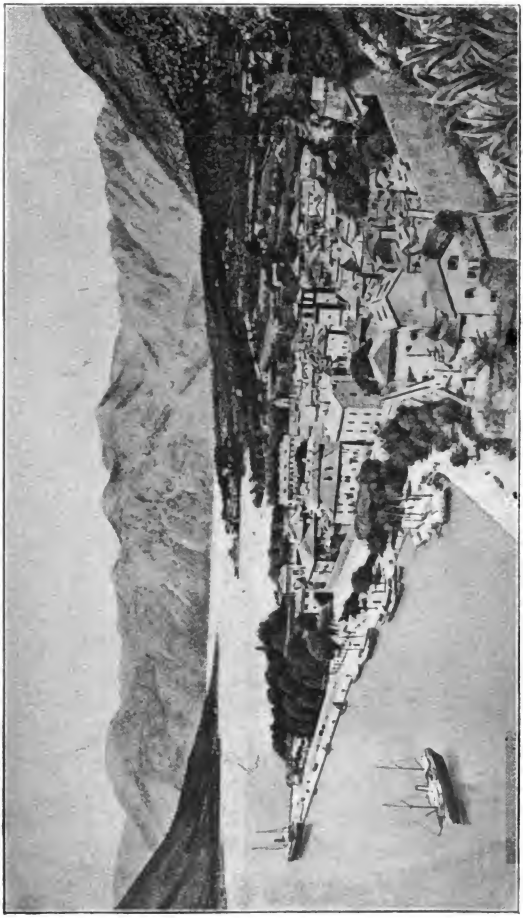
Digitized by Google

Gefahr. Von den Abhängen des montenegrinischen Berges Lovčen, an dessen Fuß die Stadt ruht, kann man aber den Golf von Cattaro, die letzte Meereseinbuchtung, nebst Stadt und Festungswerken aus weiter Ferne übersehen. Weder die montenegrinischen, noch die angeblich hierher geschafften französischen Geschütze haben jedoch bisher viel ausgerichtet.

In Friedenszeiten gehört ein Besuch von Cattaro, zumal die bei Tage erfolgende Einfahrt in die Buchten der Bocche, zum Schönsten, was die ganze dalmatinische Küste bietet. Wie eine leichte Sanddüne setzt die Punta d'Ostro zur Linken mit Leuchtturm und wohlgepflegtem Strande ein; doch das artilleristisch geschulte Auge erkennt hier hinter Gärten und Hecken, wie drüben auf dem Inselchen Rondoni, rechts auf der Punta d'Arza, unten am Strande wie oben auf den Höhen die vortrefflich versteckten Befestigungsanlagen, deren Argusblicken der Seefahrer sich nicht verbergen kann. Und nun türmt sich die Bergwelt, die Riesen wachsen bis in die Wolken hinauf. Alles ist kahl wie das ganze dalmatinische Karstgebirge; nur an den Ufersäumen und auf den Mauerbeeten, den „Muren", wuchert die üppigste Subtropenflora, eingezäunt von Opuntien und spitzdornigen Agaven.

Das Zurechtfinden in den zerrissenen Gewässern der Bocche ist schwierig, und der Laie erwartet mit Sicherheit, daß das Dampferchen in dem Gewirr von Felsen, Inseln und Riffen doch noch einmal nicht wird weiter können; und in der schmalen Durchfahrt der Catene sieht er bestimmt nach, ob die andere Seite des Schiffes nicht gegen die Felsen stößt. An verfallenen Türkenkastellen geht es vorüber, an trotzigen Venezianertürmen, die teils hoch oben auf den Bergen, teils unten am Strande zerbröckeln, bald weitet sich das Wasser,

Digitized by Google



Cattaro, von den unteren Abhängen des montenegrinischen Berges Lovčen gesehen.

bald engt es sich wieder ein — jeder Augenblick gibt ein neues Bild, bis der schneebedeckte Berg Lovčen in

Digitized by Google

Erscheinung tritt, auf dessen Geröllstrand unten am schmalen Zipfel der Bucht die Stadt Cattaro liegt.

Die Kollegialkirche Maria del Fiume in Cattaro.

Ihre Festungsmauer zieht sich zu beiden Seiten in Schlangenlinien hinauf zu dem überragenden Fort San Giovanni. Vom Schiffe aus sieht man auch deutlich zur Linken der Stadt die zahllosen Kehren des alten

Digitized by Google

Fußweges, zur Rechten die kräftigen Schlangenstriche der neuen Fahrstraße nach Cetinje hinauf.

Cattaro stellt sich wie alle Festungen als etwas eingeengte Stadt dar, in der jeder zweite Mensch ein Soldat

Njeguš,
die Zollabfertigungsstelle an der montenegrinischen Grenze.

ist; die Stadttore werden des Abends pünktlich geschlossen, und mit dem Zapfenstreich hört das Straßenleben ganz auf.

Von der Landungsstelle aus betritt man durch das noch mit dem venezianischen Löwen und jetzt auch mit

Digitized by Google

dem österreichischen Doppeladler geschmückte Tor, die Porta della Marina, sogleich den Hauptplatz der Stadt, die Piazza d'Armi, wo neben dem massigen, mittelalterlichen Uhrturm auch noch einige Reliquien an die Uranfänge der Stadt in der Römerzeit erinnern. Die noch aus dem Jahre 809 stammende, dem heiligen Trifon geweihte Kathedrale mit ihren zwei verschieden geformten Turmbekrönungen, ferner die äußerst malerische Kollegiatskirche Santa Maria del Fiume, zu Ehren der selig gesprochenen montenegrinischen Jungfrau Osanna 1221 errichtet, und manch anderes interessante Bauwerk hat die vier Erdbeben glücklich überstanden, die in früheren Jahrhunderten die Stadt schwer heimsuchten.

Cattaro zeigt seinem Stadtwesen nach den Typus des süddalmatinischen Mischstils, wie ihn das Mittelalter mit seinem wirren Völkergemisch hinterließ: kroatisch-herzegowinisch mit leichten serbisch-montenegrinischen Einschlägen; vieles, auch die Kleidung der Bewohner, erinnert an die unmittelbare Berührung mit dem Orient, während sprachlich die venezianische Epoche starke Rückstände hinterlassen hat. Als gegenwärtig maßgebendes Element steht österreichisch-deutsches Wesen an erster Stelle.

Von besonderem Reiz bleibt aber doch das Studium der Typen und Trachten auf dem sogenannten Montenegrinermarkt vor der Porta Fiumara, obgleich dessen Besucher an der Grenze das charakteristische Abzeichen des Mannes, den Revolver, ablegen müssen, ein unheimlich schweres Opfer, denn der Montenegriner, der gewissermaßen mit dem Revolver auf die Welt kommt, kommt sich ohne ihn nicht fertig angezogen vor.

Die Stadt Cattaro mit ihren engen, winkeligen Straßen, die schließlich immer wieder mit dem Aus-

Digitized by Google

blick auf die nackten Gehänge des Lovčen enden, bietet sonst nicht viel. Unvergleichlich schön aber sind die Fußwanderungen und Ausflüge in die Gebirgswelt der Umgebung mit den herrlichen Ausblicken auf die

Hauptstraße von Cetinje.

Bocche und das Meer. Die günstige Gelegenheit zu einem Abstecher hinauf nach Cetinje, der Hauptstadt Montenegros, wird sich wohl kaum jemand entgehen lassen.

Die Autofahrt den Lovčen hinauf auf den Schlangenwindungen der neuen Felsenstraße ist von auffrischender

Digitized by Google

Art; Schwindelanfälle sind aber durchaus nichts Seltenes dabei. Wie Karussellwagen drehen sich die Auto um Kurven und Schleifen. Und je höher das Gefährt steigt, desto gefahrdrohender wird der Weg, desto schöner aber auch die Aussicht über die zerrissenen Felsenpartien der Bocche, bis nach etwa anderthalbstündiger Fahrt die Paßhöhe überschritten wird, der Weg landeinwärts biegt und sich der Blick auf den im Sonnenglanz flimmernden Höhen des vegetationslosen Karstes verliert.

In dem Dörfchen Njegus hat der Reisende in Friedenszeiten seinen Paß der montenegrinischen Zollbehörde vorzulegen, eine feierliche Zeremonie, die übrigens in Ermanglung eines solchen Schriftstückes auch unterbleiben darf.

Eine schräg über die Straße eingelassene Reihe von Steinquadern gibt die Grenze an — wir sind in Montenegro.

Vor den Türken geflüchtete Serben gründeten 1389 hier auf den „schwarzen Bergen", die man in ihrem Sonnenflimmer auch ruhig „weiße" Berge nennen könnte, einen Kleinstaat für sich, vornehmlich zum Schutze gegen die türkischen Überfälle. Dreimal haben dann die Türken die Hauptstadt erobert und zerstört, immer flohen die Bewohner rechtzeitig in die Schlupfwinkel ihrer unzugänglichen Gebirge, und da das Land nichts hervorbringt, womit sich ein Heer erhalten könnte, so mußten die Sieger immer wieder unverrichteter Dinge von dannen ziehen. Nun kehrten die Montenegriner auch wieder heim und bauten ihre Lehmhütten von neuem auf.

Frieden ist hier niemals gewesen, auch mit dem großen Bruder Serbien nicht.

Als in neuerer Zeit dann Großstaaten, besonders Rußland und zum Teil auch Österreich, dem kleinen Nachbarn ihre Gunst zuwendeten, da schoß der Stolz

Digitized by Google

gewaltig ins Kraut. Österreich baute mit großem Kostenaufwand in den Jahren 1876 bis 1881 die eben durchfahrene Felsenstraße nach Cetinje hinauf und erschloß wenigstens dieser Stadt einen regen Handels-

Marktszene in Cetinje: Montenegrinerinnen im Sonntagsstaat.

und Fremdenverkehr, der dem armen Lande reichlich Geld einbrachte. Der schlaue König Nikola I. oder Nikita, wie wir ihn auch nennen, ein unzweifelhaft tüchtiger Diplomat, der nach dem gänzlich verfahrenen Türkenkriege von 1860 sich und sein Land doch wieder aufraffte, der als der erste Kaufmann seines Landes

Digitized by Google

materielle Beihilfe für sich und sein Volk annahm, woher er sie bekommen konnte — Nikita faßt sein Amt in althergebrachten Formen auf, im äußeren Dekorum aber durchaus im Sinne eines Emporkömmlings, bei dem das streng innegehaltene Hofzeremoniell in lachhaftem Widerspruche zur Schlichtheit und sprichwörtlichen Armut des Volkes steht. Ohne tadellosen Frackanzug wird auch der honorabelste Reisende nie vor Seiner Majestät erscheinen dürfen.

Und als Nikita zwei seiner Töchter mit russischen Großfürsten, die dritte gar mit dem König von Italien verheiratet hatte, verstieg sich die montenegrinische Ehrfurcht zu beängstigender Höhe. Die Erfolge des Balkankrieges aber haben dann dem kleinen Montenegriner und dem großen Bruder Serbien völlig den Kopf verwirrt. Das Trugbild der Großserbenherrschaft, zu dem sich beide Staaten zu vereinigen gedenken, führte zu verwerflichen, in der Weltgeschichte als Brandmale gezeichneten Attentaten, es führte letzten Endes zu dem großen Kriege, der Europa gegenwärtig schwere Wunden schlägt und unter seinem ehernen Tritte das Leben der ganzen Welt erzittern läßt. —

Nach insgesamt etwa vierstündiger Autofahrt ist Cetinje erreicht, des vermessenen König Nikita Residenz, deren hauptstädtisches Häusermaterial an ein weltvergessenes schlesisches Dörfchen erinnert. Und dennoch zieht westeuropäische Hochkultur ihre Fäden bis hierher: auf dem Dache der Biljarda ragt die Antenne der drahtlosen Station in die Luft, und die elektrische Straßenbeleuchtung wirft ihr Licht verzweifelt auch auf die Strohdächer der Hütten von Alt-Cetinje.

Noch trägt der Montenegriner stolz seine rote Kapa mit dem schwarzen Rande (wie man sagt, zum Zeichen der Trauer um die auf dem Amselfeld verlorene serbische

Digitized by Google

Freiheit), er trägt die mit Goldverzierungen eingefaßte rote Weste, Gamaschen und Opanken, und gürtet sein Faltenbeinkleid mit dem roten Kolan, in dem mindestens ein Revolver stecken muß. Er ist im Grunde

Montenegrinische Vornehme beim Frühstück.

genommen rechtschaffen, ehrlich, bettelarm, aber tapfer. Dennoch bleibt abzuwarten, was Nikita aus dem ehernen Würgen des Weltkrieges wird retten können, wenn das fast völlig von der Welt abgeschlossene Volk auf seinem unfruchtbaren Boden inzwischen nicht verhungert ist.

Übrigens war Cattaro, wenn auch nur für einige Wochen, doch auch einmal montenegrinisch. Als nach

Digitized by Google

der Schlacht bei Leipzig die Franzosen sich aus aller Welt zurückziehen mußten, vermochte auch General Gautier die sechs Jahre mühselig aufrechterhaltene Herrschaft über Cattaro nicht weiter zu behaupten, und die Engländer, denen die Stadt übergeben wurde, schenkten sie großmütig dem Vladika von Montenegro.

Unter dem energischen Widerspruch der Bevölkerung wurde dem neuen Herrn aber so bange, daß er sich schon nach kurzer Zeit mit einer Geldentschädigung zufrieden gab und sie den bisherigen Besitzern, den Österreichern, endgültig überließ.

Digitized by Google

Das große Netz

Novelle von Reinhold Ortmann

(Nachdruck verboten)

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr v. Lossow, aber was Sie uns da einreden wollen, ist doch wirklich der hellste Unsinn. Es wäre ja geradezu schrecklich, wenn es sich so verhielte."

Lachend hatte sich Mrs. Ethel Thorncraft bei diesen Worten in ihren tiefen Korbsessel zurückgelehnt. Bei einer deutschen Dame aus guter Gesellschaft würde man solche Ausdrucksweise einem ihr beinahe noch fremden Herrn gegenüber wahrscheinlich einigermaßen sonderbar gefunden haben, die von Brillanten funkelnde Amerikanerin aber befestigte mit derartigen kleinen Verstößen gegen die Vorschriften des guten Tons nur immer aufs neue ihren rasch erworbenen Ruf, die entzückendste aller lebenslustigen jungen Witwen zu sein.

Vor ungefähr vierzehn Tagen hatte sie ihren Einzug in das vornehme „Erholungsheim" des Doktor Rickmers zu Weilenbach gehalten, und seit mehr als einer Woche schon lag fast alles, was in diesem Sanatorium männlichen Geschlechtes war, der so reizend zwanglosen jungen Dame huldigend zu Füßen. Sie war ohne Zweifel sehr reich, das bewiesen nicht nur ihre Kleider und die kostbaren Schmucksachen, mit denen sie sich schon am frühen Morgen behängte, sondern das ging zur Genüge auch aus der Tatsache hervor, daß sie zwei der teuersten Zimmer im ersten Stock des Hauptgebäudes belegt hatte. Kein Wunder also, wenn der geistreiche Oberleutnant v. Lossow sich durch den Vorwurf, hellen Unsinn geredet zu haben, aus diesem allerliebsten Munde nicht im mindesten gekränkt fühlte.

Er schien vielmehr einzig darauf bedacht, seine

Digitized by Google

Theorie zu verteidigen, als er im liebenswürdigsten Tone erwiderte: „Es mag schrecklich sein, meine Gnädigste, aber es ist darum nicht weniger wahr. Wir müssen uns schon in die Eisgefilde des Nordpols oder in das dunkelste Afrika flüchten, um den Beziehungen zu entrinnen, die uns, ohne daß wir selbst es ahnen, wie unsichtbare Fäden mit Hunderten oder Tausenden von Menschen verknüpfen. Und auch da wären wir nicht einmal sicher davor, daß sich das Netz um ein paar neue Maschen vergrößert. Ich gehe so weit, zu behaupten, daß es kaum noch zwei zivilisierte Menschen auf dieser winzigen Erdkugel gibt, die nicht irgendwann und irgendwie durch ihre gemeinsamen Beziehungen zu anderen Personen oder Dingen in eine gewisse Berührung miteinander gebracht worden wären. Ich habe schon manchmal in einem Kreise mir vermeintlich ganz fremder Menschen versucht, diesen gemeinsamen Beziehungen nachzuforschen, und bin dabei noch immer zu den überraschendsten Ergebnissen gelangt."

Aber Mrs. Thorncraft war keineswegs überzeugt. Mit ihrem reizendsten Lächeln wandte sie sich an den neben ihr sitzenden blondbärtigen Herrn. „Was sagen Sie dazu, Doktor Steinrück? Als Arzt an einem vielbesuchten Sanatorium müßten Sie doch am ehesten Gelegenheit gehabt haben, derartige Erfahrungen zu machen."

Der Gefragte, der der Unterhaltung offenbar ohne sonderliches Interesse gefolgt war, zuckte die Achseln. „Ich habe mich noch nie mit Untersuchungen dieser Art beschäftigt, gnädige Frau! Mit gewissen Einschränkungen aber mag Herr v. Lossow wohl recht haben. Jedenfalls ist die Zahl der Menschen, mit denen wir während der Jahre und Jahrzehnte unseres Lebens in Berührung kommen, eine so große, daß wir

Digitized by Google

schließlich wohl auch an den entlegensten Punkten der Erde darauf gefaßt sein müssen, einem bekannten Gesicht zu begegnen."

Das Gespräch wurde in einer der großen Fensternischen des Konversationszimmers geführt, und zu der von der Amerikanerin, dem Oberleutnant und dem jungen Assistenzarzt gebildeten Gruppe hatte sich soeben noch ein blasser, schmächtiger Mann von ungefähr dreißig oder fünfunddreißig Jahren gesellt, der aber bis jetzt in der Rolle des stummen Zuhörers verharrt war. Sonst war niemand in dem Raume anwesend als ein weißköpfiger alter Herr, der, in die Lektüre seiner Zeitung vertieft, ein paar Schritte von den anderen entfernt saß und sich augenscheinlich nicht um ihr Geplauder kümmerte.

Mrs. Thorncraft hatte wohl ein paarmal neugierige Blicke zu ihm hinübergeworfen; nachdem aber diese Beweise ihres Interesses unerwidert geblieben waren, schenkte auch sie ihm keine Beachtung mehr. Beifällig nickte sie zu Doktor Steinrücks Worten. „Ja, das läßt sich hören. Aber es ist ja auch etwas ganz anderes, als was Herr v. Lossow behauptet."

„Allerdings," stimmte dieser zu. „Und doch bin ich überzeugt, daß es mir gleich hier auf der Stelle gelingt, den Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung zu erbringen. Da ist Herr v. Waldkirch. Er wird mir bestätigen, daß wir uns vor dem Zusammentreffen in diesem Sanatorium nie im Leben begegnet sind, und daß der eine auch nicht die dunkelste Ahnung von dem Vorhandensein des anderen gehabt hat. Trotzdem hege ich nicht den geringsten Zweifel, daß wir längst in irgendwelchen Beziehungen zueinander stehen. — Sie gestatten mir doch, Herr v. Waldkirch, um des interessanten Problems willen einige Fragen an Sie zu richten?

Digitized by Google

Ihr Familienname ist mir ganz und gar fremd, aber vielleicht bringt uns schon der Mädchenname Ihrer Frau Mutter auf eine Fährte. Sie war eine geborene —"

Der schmächtige Herr, der mit seiner fahlen Gesichtsfarbe und seinen nervösen Bewegungen in viel höherem Maße als die Amerikanerin und der Oberleutnant den Eindruck eines Patienten machte, zog die Augenbrauen in die Höhe und sah den Fragenden sekundenlang an, als ob er den Sinn seiner Worte nicht erfaßt hätte. Dann strich er sich mit der Hand über die Stirn und erwiderte hastig: „Eine geborene Wallerstein — v. Wallerstein natürlich."

Der Oberleutnant lachte. „Habe ich's nicht gesagt? Wie stehe ich vor Ihnen da, Mrs. Thorncraft, wenn ich hiermit feststelle, daß Herr v. Waldkirch und ich sogar allem Anschein nach Verwandte sind? Denn ich habe mütterlicherseits einen Baron Wallerstein in der Familie. Ehedem Kommandeur der achtzehnten Husaren und als Schloßherr auf Praschma gestorben. — Stimmt es, Herr v. Waldkirch?"

Der Gefragte hatte schon wieder die Hand an der Stirn. „Ja — allerdings. Aber ich habe den Herrn nicht persönlich gekannt. Eine Seitenlinie — ganz entfernte Verwandtschaft. Es haben keinerlei Beziehungen zwischen uns bestanden. — Und nun wollen die Herrschaften mich freundlichst entschuldigen. Diese Kopfschmerzen — beinahe unerträglich! — Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

„Gute Nacht, Herr v. Waldkirch — und ich wünsche Ihnen gute Besserung!" rief die Amerikanerin dem nach einigen kleinen Verbeugungen eilig Davonschreitenden nach. Dann wandte sie sich wieder gegen den Assistenzarzt, und es war unverkennbar, daß ihr Gesichtsausdruck wie der Klang ihrer Stimme niemals

Digitized by Google

liebenswürdiger waren, als wenn sie zu Doktor Steinrück sprach. „Der arme Baron! Er scheint wirklich recht leidend. Was fehlt ihm denn eigentlich?“

„Ich kann darüber keine Auskunft geben, gnädige Frau,“ lautete die zurückhaltende Erwiderung. „Herr v. Waldkirch befindet sich nicht in meiner Behandlung.“

„Aber er gehört doch zu den dauerhaftesten Gästen des Sanatoriums! Man hat mir erzählt, daß er schon seit drei Monaten hier ist.“

Doktor Steinrück warf einen Blick auf seine Taschenuhr. „Damit mag es wohl seine Richtigkeit haben. — Aber nun muß auch ich mich beurlauben. Es ist Zeit, meine Abendbesuche zu machen.“

Er erhob sich und tauschte im Fortgehen auch mit dem alten Herrn hinter der Zeitung eine stumme Verneigung.

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, sagte der Oberleutnant mit gedämpfter Stimme: „Ein sonderbarer Kauz, dieser Waldkirch. Wenn ich nicht wüßte, daß er aus guter Familie ist — bester fränkischer Uradel — so hätte ich ihn nach seinen Manieren eher für einen Warenhausjüngling gehalten.“

Die Amerikanerin zeigte sich sehr belustigt über den Vergleich. „Aber woher wissen Sie denn mit einem Male, daß er aus dem besten fränkischen Uradel stammt? Sagten Sie nicht eben erst, sein Familienname sei Ihnen vollständig fremd?“

„War er auch bis zu dem Tage, an dem ich hier seine persönliche Bekanntschaft machte. Aber man hat doch seinen Gothaischen Almanach nicht umsonst im Reisesack. Gerade in Kurorten und Fremdenpensionen pflege ich in bezug auf sogenannte Standesgenossen einigermaßen vorsichtig zu sein, aber ich überzeugte mich

Digitized by Google

alsbald, daß es mit dem Freiherrn Botho v. Waldkirch seine Richtigkeit hat."

„Und war der Mädchenname seiner Mutter auch in Ihrem Gothaer Kalender verzeichnet?"

„Darauf habe ich nicht geachtet. Aber ich kann ja gelegentlich nachsehen. Setzen denn Gnädigste einen Zweifel in die Richtigkeit seiner Angabe?"

„Nicht im mindesten. Herr v. Waldkirch hat mir von Anfang an durchaus den günstigsten Eindruck gemacht. Es ist mir übrigens sehr gleichgültig, ob seine Mutter eine geborene Baronin Wallerstein oder eine geborene Schulze war. Daß Sie es für nötig halten, zur Kontrolle Ihrer Badebekanntschaften den Gothaischen Kalender mitzuschleppen, hat nach meinen Begriffen einen starken Anstrich von — Überflüssigkeit."

Herr v. Lossow nahm auch diesen nicht eben zarten Verweis mit einer tadellosen Verbeugung entgegen. „Gnädigste sind eben Amerikanerin. Aber ich werde mich zu bessern suchen."

Mrs. Thorncraft stand auf. „Nun, wir wollen sehen. Jedenfalls werde ich mich von nun an vor Ihnen etwas mehr in acht nehmen. Mit Ihrem Mißtrauen und Ihren hinterlistigen Nachforschungen sind Sie ja ein ganz gefährlicher Mensch."

Daß das nicht allzu ernst gemeint war, bewiesen ihre lachenden Augen. Auch ließ sie es willig geschehen, daß er ihre zum Abschied dargereichte, mit blitzenden Ringen schier überreich geschmückte Hand mit einer etwas gewagt galanten Bewegung an seine Lippen führte.

Während dann der Oberleutnant ans Fenster trat und sich in der Stille seines Herzens die Frage vorlegte, ob es wohl der Mühe wert sei, dem leichten Flirt mit der schönen Witwe einen ernsthafteren Charakter

Digitized by Google

zu geben, stieg Mrs. Ethel leichtfüßig über den dicken Teppich, der Korridor und Stiegen bedeckte, in das erste Stockwerk empor.

Noch ehe sie die letzte Stufe erreicht hatte, blieb sie für die Dauer einiger Sekunden beobachtend stehen. In der Tiefe des breiten Ganges, auf den die Zimmertüren ausmündeten, hatte sie zwei Gestalten gewahrt, deren Gebaren sie offenbar lebhaft interessierte. Die eine war die wohlgewachsene, stattliche Gestalt des jungen Doktor Steinrück, die andere aber die eines in das schlichte, dunkle Gewand einer Krankenschwester gekleideten Mädchens.

Die leise geführte Unterhaltung zwischen den beiden, von der kein verständliches Wort bis an das Ohr der Amerikanerin drang, mußte wohl von recht vertraulicher Art sein, da der Assistenzarzt dabei die beiden Hände der Pflegerin in den seinigen hielt, und da sie jetzt sogar ihren Kopf an seine Schulter sinken ließ. Freilich nur für einen Augenblick, denn Mrs. Thorncraft hatte es für angezeigt gehalten, durch ein leichtes Räuspern ihre Annäherung kundzugeben, und daraufhin war das Paar sehr rasch auseinandergefahren.

Mit dem unbefangensten und anmutigsten Lächeln von der Welt schritt Frau Ethel auf sie zu.

„Guten Abend, Schwester Gertraud! Entschuldigen Sie, wenn ich für einen Augenblick Ihre Besprechung störe. — Würden Sie wohl heute abend noch ein paar Minuten für mich übrig haben, Doktor?“

„Gewiß, gnädige Frau,“ erwiderte der Gefragte, der seiner kleinen Verlegenheit rasch Herr geworden war. „Ich bin selbstverständlich zu Ihrer Verfügung.“

„Vielleicht besuchen Sie mich in einer Stunde auf meinem Zimmer. Ich bin mit meinem Befinden nicht zufrieden und bedarf Ihres ärztlichen Rats.“

Digitized by Google

Sie neigte sich freundlich grüßend gegen die Krankenschwester, die ein auffallend hübsches blondes Mädchen war, dann verschwand sie seidenrauschend in einer der nächsten Türen.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Doktor Steinrück eine Stunde später an diese Tür klopfte, antwortete ihm ein hellklingendes „Herein!“, und er fand Mrs. Thorncraft in ihrem matterleuchteten Salon über einem Buche, das sie bei seinem Eintritt mit lässiger Handbewegung beiseite legte.

„Nehmen Sie Platz, Doktor! Oder haben Sie es sehr eilig?“

„Durchaus nicht. Meine ärztlichen Pflichten sind vorläufig erfüllt.“

„Wahrscheinlich ist es mein armer Zimmernachbar, der Sie am meisten in Anspruch nimmt. Wie geht es ihm denn, diesem Herrn — mein Gott, daß ich diese gräßlichen russischen Namen so gar nicht behalten kann!“

„Herrn v. Schtschedrin meinen Sie? Nun, ich hoffe, daß er sich jetzt auf dem Wege zur Genesung befindet.“

„Aber er ist noch immer an das Bett gefesselt? Eine Nervenlähmung — nicht wahr? Ich sah ihn ein paarmal, als er unten im Park spazieren gefahren wurde. Er hat ein kluges und interessantes Gesicht. Aber er sieht aus wie jemand, der große Schmerzen zu leiden hat.“

Doktor Steinrück nickte mit ernster Miene. „Diese Schmerzen sind allerdings eine der schlimmsten Begleiterscheinungen seiner Krankheit.“

„Können Sie denn gar nichts tun, sie zu lindern? Mein Zimmermädchen erzählte mir, daß ihm jeden Abend Morphiumeinspritzungen gemacht werden müssen. Hoffentlich kann er dann wenigstens schlafen!“

„Ja. — Aber Sie selbst, gnädige Frau — Sie sagten

Digitized by Google

doch, daß Sie Ursache hätten, über Ihr Befinden zu klagen?"

„Nun ja — wenn man sich neben einem so großen Unglück auch beinahe schämen muß, von seinen kleinen Leiden zu reden. Außerdem fürchte ich, daß Sie alles für Einbildung erklären werden, wie es Doktor Rickmers bereits ziemlich unverblümt getan hat. Ich glaube, ihr Männer, auch wenn ihr noch so tüchtige Ärzte seid, habt doch nicht das richtige Verständnis für das körperliche und seelische Empfinden einer Frau."

„Wir sind jedenfalls nach besten Kräften bemüht, es uns anzueignen. Daß auch eingebildete Leiden sehr lästig sein können, wissen wir wohl."

„Aber es sind durchaus keine Einbildungen. Ich leide wirklich. Würde ich mich denn sonst entschlossen haben, dies langweilige Sanatorium aufzusuchen? — Seien Sie mir, bitte, wegen meiner Offenheit nicht bös, aber sehr amüsant geht es bei Ihnen wirklich nicht zu. Es sind ja einige ganz nette Leute da, wie der Oberleutnant v. Lossow, aber dafür auch andere, die einem geradezu auf die Nerven gehen. Zum Beispiel der alte Herr, dem ich seit einigen Tagen auf Schritt und Tritt begegne, und der dabei immer ein Gesicht macht, als ob ihm mein Anblick äußerst widerwärtig wäre. Was für ein Mensch ist denn das eigentlich?"

„Wenn es der Geheimrat Gillmann ist, den Sie meinen, so —"

„Ein Geheimrat? Auf welchem Gebiete pflegt er denn seine geheimen Ratschläge zu erteilen?"

„Darüber kann ich zu meinem Bedauern keine Auskunft geben. Ich weiß nur, daß er ein vertrauter alter Freund meines Chefs, des Herrn Doktor Rickmers, ist und ein kluger, trotz einer gewissen Zurückhaltung und

Digitized by Google

Verschlossenheit sehr liebenswürdiger Herr. Eine amtliche Tätigkeit übt er jetzt wohl nicht mehr aus."

„Na, mir kann's ja auch einerlei sein. Aber noch ein paar Tischgenossen von dieser Sorte, und ich nehme Reißaus. Wenn er mir nur wenigstens nicht überall in den Weg käme! Wohnt er auch hier im Hauptgebäude?"

„Ja. In einem Zimmer des Erdgeschosses — unmittelbar neben dem meinigen. Ich bin übrigens sicher, daß Sie ihn anders beurteilen werden, sobald Sie seine nähere Bekanntschaft gemacht haben."

Die junge Witwe antwortete mit einer drastisch abwehrenden Handbewegung. „Danke! Ich trage danach nicht das mindeste Verlangen. — Aber ich habe ja Ihren Besuch erbeten, um Ihnen meine Beschwerden zu klagen, und nun weiß ich nicht einmal recht, wie ich das anfangen soll. Eigentlich handelt sich's nämlich um lauter Dinge, die sich mit Worten nur schwer beschreiben lassen. Ich spüre sehr oft einen eigentümlichen, dumpfen Druck in den Schläfen und eine sonderbare Mattigkeit in den Gliedern. Dabei peinigt mich zugleich eine innere Unruhe, deren ich vergebens Herr zu werden suche."

„Wollen Sie mir gestatten, Ihren Puls zu fühlen?"

Frau Ethel streckte ihm, ohne sich aus ihrer lässigen Haltung aufzurichten, den Arm entgegen, der marmorweiß aus dem weiten Kimonoärmel des seidenen Schlafrocks tauchte, in den sie sich gehüllt hatte. Es war ein außergewöhnlich schöner Arm mit pfirsichzarter, samtweicher Haut.

Aber Doktor Steinrück sah ihn gar nicht an, während er mit leicht aufgesetzten Fingerspitzen den Pulsschlag der anmutigen Patientin prüfte. „Ein wenig beschleunigt — doch nicht über die Grenze des Normalen hin-

Digitized by Google

aus," sagte er in seiner höflichen, eher zurückhaltenden als verbindlichen Art. „Über andere Beschwerden haben Sie nicht zu klagen?"

„Ich weiß nicht. Jedenfalls schlafe ich sehr schlecht und werde von den wildesten, aufregendsten Träumen gepeinigt. Wenn ich dann aufwache, befinde ich mich immer in geradezu trostloser Stimmung. Bis zum Lebensüberdruß."

„Ah!" machte er, während es flüchtig wie ein ungläubiges Lächeln um seine Mundwinkel zuckte. „Sie, gnädige Frau? Die heiterste und sonnigste unserer Patientinnen?"

„Ach, das ist ja alles nur Schein! Glauben Sie vielleicht, daß ich diesen gleichgültigen Menschen da unten mein Inneres zeigen werde, so wie es wirklich ist? Gerade wenn ich mich am übermütigsten gebärde, ist mir das Weinen oft viel näher als das Lachen. Wie Sie mich da sehen, Doktor, bin ich eine einsame und unglückliche Frau."

„Das ist in der Tat das Allerletzte, was ich von Ihnen zu hören erwartet hätte. Soweit es sich dabei um gesundheitliche Störungen handeln könnte —"

Mit einer abwehrenden Handbewegung schnitt sie ihm die Weiterrede ab. „Die gesundheitlichen Störungen sind nicht die Ursache, sondern die Folge meines Gemütszustandes — das weiß ich ganz genau. Und der Arzt, der mir helfen soll, müßte mir vor allem ein Heilmittel gegen meine seelischen Leiden verschreiben können. Wann aber werde ich den finden?"

Schwer aufseufzend ließ sie den Kopf vollends auf die Lehne ihres Sessels sinken und verschränkte die Hände unter den dicken Haarflechten im Nacken. Verführerisch zeichneten sich die Linien ihrer Gestalt unter dem leichten, schmiegsamen Gewande ab, und ein

Digitized by Google

feuchter, schmachtender Glanz war in ihren zur Zimmerdecke emporgerichteten Augen.

„Sie fordern allerdings mehr, gnädige Frau, als wir Ärzte im allgemeinen zu leisten imstande sind."

„Wirklich? Fordere ich so viel? Bis jetzt hatte ich noch immer gehofft, daß ich endlich einmal an einen Menschen kommen würde, der mich versteht, an einen, der die Unrast und die heiße Sehnsucht in meiner Seele begreift und sie zu stillen weiß."

Weich und elegisch kamen jetzt die Worte von ihren Lippen, und plötzlich, ohne im übrigen ihre berückende Stellung zu ändern, drehte sie das Gesicht gegen den jungen Arzt, um ihn mit beinahe schwärmerischem Augenaufschlag anzusehen.

„Sollte ich mich auch in Ihnen getäuscht haben, Doktor — auch in Ihnen?"

Er hätte mehr als einfältig sein müssen, wenn er den wirklichen Zweck dieser ärztlichen Konsultation noch immer nicht begriffen hätte, aber er wußte sich jedenfalls auf das vollkommenste den Anschein zu geben, als ob er ihn nicht begriffe. „Wenn Sie geneigt sind, sich meinen Anordnungen zu fügen, so —"

„O ja — ja doch," fiel sie spöttisch ein. „Alles — alles werde ich tun, was Sie von mir verlangen."

„Dann würde ich Ihnen vor allem verbieten, den größten Teil des Tages müßig in Ihren Zimmern zu verbringen, wie es jetzt der Fall zu sein scheint. Ich würde Ihnen eine gelinde Kaltwasserkur verordnen — weite Spaziergänge in heiterer Gesellschaft — etwas schwedische Gymnastik und für die ersten Nächte ein unschädliches Schlafmittel, das ich Ihnen sogleich in angemessener Dosis aus unserer Handapotheke schicken werde. Ich bin fest überzeugt, gnädige Frau, daß Sie

Digitized by Google

sehr bald die günstigen Wirkungen dieser veränderten Lebensweise spüren werden."

Schon bei den letzten Worten hatte er sich erhoben, und da sie sah, daß er wirklich entschlossen war zu gehen, sprang auch Frau Ethel mit einer beinahe ungestümen Bewegung auf die Füße.

„Sie scheinen in der Tat der Arzt zu sein, den ich brauche," sagte sie mit merkbarem Hohn. „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für das Opfer, das Sie mir mit diesem Besuch gebracht haben. Aber ich möchte Sie nun nicht noch länger aufhalten. Gute Nacht, Herr Doktor Steinrück!"

Höflich grüßend, mit vollkommen unbewegtem Gesicht zog sich der Assistenzarzt zurück.

„Tölpel!" klang es zwischen den fest zusammengepreßten weißen Zähnchen hinter ihm her.

Als das Mädchen zehn Minuten später das versprochene Schlafpulver brachte, schleuderte eine kleine, energische Hand das Medikament in weitem Bogen durchs offene Fenster in den Park hinaus.

— — — — — — — — — — — —

„Wollen Sie die Güte haben, Schwester, mir die Brieftasche zu reichen, die unter meinem Kopfkissen liegt. Ich möchte ihr Geld entnehmen, um meine Wochenrechnung zu zahlen."

Richtig und fließend, aber mit dem harten Akzent des deutsch sprechenden Russen hatte der Kranke seine Bitte an die junge Pflegerin gerichtet. Es war dasselbe schöne blonde Mädchen, das Mrs. Ethel Thorncraft vorgestern im vertrauten Gespräch mit dem Assistenzarzt beobachtet hatte, und nach dem Ton, in dem Herr v. Schtschedrin zu ihr gesprochen, mußten wohl die freundlichsten Beziehungen zwischen dem Patienten und der jungen Krankenschwester bestehen.

Digitized by Google

Was die Amerikanerin von der Erscheinung ihres Zimmernachbars gesagt hatte, traf vollständig zu. Er war ein Fünfziger mit feinem, klugem und gütigem Gesicht; aber seine Züge trugen zugleich den Stempel langen und schweren körperlichen Leidens. So stark war er durch die tückische Krankheit im Gebrauch seiner Glieder behindert, daß seine zitternden Hände sich vergebens bemühten, die ziemlich große Brieftasche zu öffnen, die Schwester Gertraud unter dem Kopfkissen weggenommen und ihm gereicht hatte.

„Es geht nicht," sagte er. „Ich habe, wie es scheint, heute wieder einen besonders schlechten Tag. Tun Sie mir doch den Gefallen, Schwester, Geld herauszunehmen und zugleich nachzusehen, ob Sie nicht in einem der Fächer einen Zettel mit der Adresse des Grafen Gregor Rasumowskij finden. Ich hätte diesem Herrn gern noch heute eine telegraphische Nachricht zugehen lassen."

Die Pflegerin nahm die Brieftasche und blätterte, neben dem Lager des Kranken stehen bleibend, in den darin enthaltenen Papieren.

„Da sind einige Hundertmarkscheine, Herr v. Schtschedrin — wie viele soll ich herausnehmen?"

„Zwei — bitte! Aber reichen Sie mir doch auch freundlichst den Kreditbrief. — Nein, das ist er nicht. — Ja, dies zusammengelegte Papier mit dem zweifarbigen Aufdruck. — So, ich danke. Ich wollte nur einmal feststellen, wieviel ich auf diesen Kreditbrief bereits entnommen habe."

Er überflog die Eintragungen, dann reichte er dem jungen Mädchen das Dokument zurück.

„Legen Sie es, bitte, wieder in die Brieftasche. Und den Zettel mit der Adresse — haben Sie den gefunden?"

„Ja, Herr v. Schtschedrin — da ist er."

Digitized by Google

Auf seinen Wunsch mußte sie das Portefeuille wieder unter das Kopfkissen legen. Dann diktierte er ihr ein auf geschäftliche Angelegenheiten bezügliches Telegramm in französischer Sprache.

Während sie schrieb, beobachtete er unausgesetzt sehr aufmerksam ihr Gesicht, und nachdem sie ihm noch einmal den Text vorgelesen hatte, sagte er: „Ganz recht. Das Zimmermädchen mag nachher die Depesche zur Weiterbeförderung ins Büro tragen. Jetzt aber sollen Sie mir anvertrauen, Schwester Gertraud, was Ihnen heute Betrübendes widerfahren ist. Sie sehen niedergeschlagen aus, und ich möchte darauf schwören, daß Sie geweint haben."

Die Pflegerin war rot geworden, aber sie faßte sich schnell. „Ich hatte allerdings einen kleinen Verdruß. Aber es war wirklich nicht von Bedeutung. Übrigens werden Sie morgen eine andere Pflegerin erhalten, Herr v. Schtschedrin."

Peinlich überrascht hob der Kranke den Kopf aus dem Kissen. „Muß ich das für Ernst halten, Schwester? — Sie brächten es fertig, mich im Stiche zu lassen?"

„Meine Nachfolgerin wird ihre Pflichten sicherlich nicht schlechter erfüllen als ich. Die Oberin schickt nur erprobte Kräfte hierher."

„Auch durch die beste Nachfolgerin könnten Sie mir nicht ersetzt werden. Ist es denn durchaus notwendig, daß dieser Wechsel eintritt?"

„Ja. Ich selbst habe Herrn Doktor Rickmers darum ersucht."

„Dann haben Sie mir einen großen Kummer zugefügt, Schwester. Sie sind mir mehr als eine bloße Pflegerin — Sie sind mir ein guter Engel gewesen. Wohin wollen Sie denn gehen?"

„Zunächst in das Schwesternheim zurück und dann

Digitized by Google

dahin, wohin man mich schickt. Wir haben in dieser Hinsicht keine Wünsche und keinen Willen."

Wieder ruhten die klugen, ernsten Augen des Patienten voll Teilnahme auf ihrem Gesicht.

„Wissen Sie auch, Schwester, daß ich Sie aufrichtig bewundere? Wenn man so jung ist wie Sie, so hübsch und von so guter Erziehung — wie kamen Sie eigentlich dazu, sich für diesen schweren und opfervollen Beruf zu entscheiden?"

„Weil ich arm bin, Herr v. Schtschedrin, und weil mir der Beruf einer Krankenpflegerin immer noch besser zusagte als alle die anderen, die ich etwa hätte ergreifen können."

„Und Sie denken daran, Ihr ganzes Leben in diesem Gewande der Entsagung zu verbringen?"

Sie neigte wie in Verwirrung den Kopf ein wenig, und es waren ein paar Sekunden verstrichen, ehe sie erwiderte: „Wenn es mir bestimmt wäre, würde ich mich wohl damit abzufinden wissen."

„Aber Sie sind hoffentlich durch kein Gelöbnis gebunden?"

„Nein. Es steht uns jederzeit frei, aus dem Schwesternverbande auszutreten. — Doch nun erlauben Sie wohl, Herr v. Schtschedrin, daß ich das Telegramm selbst hinuntertrage. Ich überlasse Besorgungen dieser Art nicht gern der Vergeßlichkeit der Zimmermädchen."

Er sah wohl, daß sie den Wunsch hatte, weiteren Fragen auszuweichen, und er versuchte darum nicht, sie zu halten. Aber als ihm einige Stunden später Doktor Steinrück seinen ärztlichen Besuch machte, brachte er das Gespräch sogleich auf die Pflegerin.

„Ihr Fortgehen würde für mich einen sehr schmerzlichen Verlust bedeuten," sagte er. „Ich hoffe be-

Digitized by Google

stimmt, daß noch eine Möglichkeit vorhanden ist, es zu verhindern."

Der junge Assistenzarzt machte ein finsteres Gesicht. „Nein, eine solche Möglichkeit gibt es leider nicht. Sie ist gezwungen, das Sanatorium zu verlassen."

„Gezwungen? Wodurch?"

Da brach es wie ein Groll, der sich nicht zurückhalten ließ, aus dem Herzen des Doktors. „Durch die Bosheit einiger nichtsnutzigen Klatschschwestern."

„Wie? Man hat sie verleumdet?"

„Man hat glücklich herausgebracht, daß zwischen der Schwester Gertraud Rogall und mir noch andere Beziehungen bestehen als die selbstverständlichen des Arztes zu einer Pflegerin. Da das Gerede vielleicht auch Ihnen zu Ohren kommt, will ich ganz offen sein. Fräulein Rogall und ich betrachten uns schon seit Jahren als Verlobte, wenn die Verhältnisse es uns auch bis jetzt unmöglich gemacht haben, diese Verlobung zu einer öffentlichen zu machen. Sie ist eine mittellose Waise, und auch ich bin ohne Vermögen. Es können noch Jahre vergehen, bis ich in der Lage bin, einen eigenen Hausstand zu begründen, und darum waren wir übereingekommen, unsere Beziehungen vorläufig noch geheimzuhalten. Daß uns gerade Gertraud geschickt wurde, als wir für Sie, Herr v. Schtschedrin, einer Pflegerin bedurften, war bloßer Zufall. Aber Sie können sich wohl denken, daß wir es für einen glücklichen Zufall nahmen. Natürlich bemühten wir uns, in unserem persönlichen Verkehr so vorsichtig zu sein, als die Umstände es erheischten; aber irgend eine feine Spürnase muß schließlich doch die Wahrheit gewittert haben. Ich habe einen ganz bestimmten Verdacht, aber ich behalte ihn lieber für mich. Es ist ja auch einerlei, durch wen die große Neuigkeit aufgekommen ist. Jeden-

Digitized by Google

falls war sie für die Herrschaften in unserem Sanatorium ein äußerst willkommener Gesprächsgegenstand, und die Hausdame konnte heute vormittag Herrn Doktor Rickmers berichten, daß gestern überall von meinem ‚Verhältnis' mit Schwester Gertraud geredet worden sei. Sie begreifen nun wohl, daß sie unter solchen Umständen nicht bleiben kann."

Auf dem Gesicht des Russen spiegelte sich aufrichtige Teilnahme. Er nickte zustimmend. „Ja, ich begreife es. Aber ich wundere mich, daß Ihr Einkommen so gering ist, daß Sie nicht heiraten können. Schwester Gertraud verdient es, glücklich zu sein."

„Und ob sie es verdient! Aber ich beziehe hier neben freier Wohnung und Verpflegung ein Jahresgehalt von zwölfhundert Mark. Davon lassen sich keine Ersparnisse machen. An eine Niederlassung als praktischer Arzt aber ist bei der gegenwärtigen Überfüllung des Berufes für einen vermögenslosen Mediziner kaum noch zu denken."

„Das wären ja recht trübe Aussichten für die arme Schwester Gertraud."

„Ja, sehr trübe — für sie wie für mich. — Aber wir haben nun lange genug von meinen Angelegenheiten gesprochen, und es wäre an der Zeit, von Ihrem Befinden zu reden, Herr v. Schtschedrin!"

Er war jetzt wieder ganz der gewissenhafte, teilnehmende Arzt, und auch der Russe kam weder ihm noch der bald nachher eintretenden Schwester gegenüber, die still und sorgfältig wie immer ihren Dienst versah, auf das Thema zurück.

Am späten Abend sprach Doktor Steinrück dann noch einmal bei seinem Patienten vor, um ihm die noch immer unentbehrliche Morphiumeinspritzung zu machen, nach der sich Herr v. Schtschedrin wegen seiner

Digitized by Google

gesteigerten Schmerzen heute ganz besonders gesehnt hatte.

Schwester Gertraud, die mit dem Assistenzarzt nur wenige Worte gewechselt hatte, blieb bei dem Kranken, bis er unter der Wirkung des Morphiums eingeschlummert war. Denn er selbst hatte ausdrücklich gewünscht, während der Nacht allein zu bleiben. Von irgend einer plötzlichen Katastrophe, deren Möglichkeit die ständige Anwesenheit einer Pflegerin gefordert hätte, war er bei der Natur seines Leidens ja nicht bedroht, und die im Bereich seiner Hand befindliche elektrische Klingelleitung gestattete ihm, seinen etwaigen Wünschen auch während der Nacht Gehör zu verschaffen.

In der Frühe des nächsten Tages trat die junge Schwester zur Verabschiedung an sein Lager, denn im Laufe des Vormittags bereits mußte ihre Nachfolgerin eintreffen. Voll freundlicher Teilnahme erkundigte sie sich, wie Schtschedrin die Nacht verbracht habe, und es mußte ihr wohl auffallen, daß der Ton seiner Erwiderung kühler und gemessener war als sonst.

„Das Morphium hat diesmal schlecht gewirkt," sagte er, indem er sie mit sonderbar durchdringendem Blick ansah. „Ich hatte Träume von merkwürdiger Lebhaftigkeit, und ich bin viel zu früh aufgewacht."

Gertraud setzte sein augenfällig verändertes Benehmen auf Rechnung seiner Verdrießlichkeit über ihr Fortgehen und gab sich den Anschein, es nicht zu bemerken.

Aber es setzte sie doch von neuem in Erstaunen, als der Russe plötzlich barsch und befehlend sagte: „Reichen Sie mir, bitte, meine Brieftasche, Schwester! Sie muß sich noch an derselben Stelle befinden, wohin Sie sie gestern gelegt haben."

Sie schob ihre Hand unter das Kissen, aber sie zog sie leer zurück.

„Die Tasche ist nicht da, Herr v. Schtschedrin!“

„Nicht? Aber das ist ja ganz unmöglich! Wenn Sie sorgfältig suchen, müssen Sie sie finden!“

Er hatte sich aufgerichtet, wie um ihr die Nachforschung zu erleichtern; aber ihr Suchen blieb fruchtlos.

„Sollten Sie die Brieftasche nicht selbst an einen anderen Platz gelegt haben?“ fragte sie. „Sie kann doch schließlich nicht auf übernatürliche Weise verschwunden sein.“

„Nein,“ erwiderte er, indem er sich zurücklehnte und sie wieder mit jenem sonderbaren Blick ansah. „Auf übernatürliche Weise gewiß nicht. Aber es ist wohl besser, wenn Sie alles weitere Suchen aufgeben.“

„Mein Gott, die Tasche muß doch aber herbeigeschafft werden! Wenn Sie ganz sicher sind, daß Sie nicht selbst —“

„Zerbrechen Sie sich darüber nicht weiter den Kopf, Schwester. Die Sache ist nicht von so großer Bedeutung. Außer dem geringfügigen Betrag an Kassenscheinen enthielt sie nichts, was für einen anderen auch nur den geringsten Wert hätte.“

Sie wollte sich damit nicht beruhigen, doch jetzt wurde der Russe beinahe unhöflich.

„Ich sage Ihnen doch, daß ich nicht weiter davon zu reden wünsche. Vielleicht habe ich die Brieftasche im Halbschlaf selbst verlegt, jedenfalls zweifle ich nicht, daß sie sich irgendwo und irgendwie wiederfinden wird. Denn ich wiederhole: ihr Inhalt hat für niemand einen Wert als für mich selbst!“

Nun mußte Gertraud wohl schweigen, und als Steinrück kam, um dem Patienten die eben eingetroffene neue Pflegerin vorzustellen, trat sie an das Bett. „Leben Sie wohl, Herr v. Schtschedrin! Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen baldige Genesung.“

Digitized by Google

Es schien fast, als ob er zögere, ihr die Hand zu reichen. Aber als es dann doch geschah, hielt er die weiche, warme Mädchenhand mit um so festerem Druck umschlossen.

„Leben Sie wohl, Schwester — und seien Sie bedankt für alles Gute, das Sie an mir getan. Ich vergesse das nicht — seien Sie versichert, daß ich es nicht vergesse."

Eine tiefe Traurigkeit war jetzt in seinen auf sie gerichteten Augen. Noch immer hielt er ihre Hand, wie wenn dies nicht alles gewesen wäre, was er ihr hatte sagen wollen. Aber dann drehte er plötzlich den Kopf zur Seite und murmelte: „Gehen Sie, Schwester! Es ist wohl besser, wenn Sie jetzt gehen."

Befremdet und fast bestürzt zog sich Gertraud zurück.

— — — — — — — — — — — —

Im Lesezimmer hatte sich eine kleine Gruppe von Damen und Herren um den Oberleutnant v. Lossow gebildet, der sich von Tag zu Tag mehr zum erklärten Anführer entwickelte. Es gab allerlei Ausrufe des Entzückens und der Bewunderung, dazwischen aber klang etwas scharf und anzüglich die Stimme einer von ihrer Schönheit sehr eingenommenen jungen Dame.

„Am besten ist natürlich wieder Mrs. Thorncraft fortgekommen. Ich hab's ja schon bei der Gruppierung bemerkt, daß Sie ihr absichtlich den günstigsten Platz im Vordergrunde angewiesen haben. Wir anderen dienen auf dem Bilde eigentlich nur als Folie für ihre Schönheit."

Der gekränkte Lossow suchte sich gegen den Vorwurf der ungerechten Begünstigung zu verteidigen, so gut er konnte, und es kam ihm dabei zustatten, daß Mrs. Thorncraft, die immer erst um die Mittagzeit sichtbar wurde, nicht zugegen war.

Digitized by Google

Plötzlich sagte neben ihm eine tiefe, ruhige Männerstimme: „Würde es mir wohl gestattet sein, Herr v. Lossow, Ihr Meisterwerk auch einmal in Augenschein zu nehmen?“

Artig überreichte der Oberleutnant dem alten Herrn einen der Abzüge, von denen er im Schaffensdrang des beifallslüsternen Dilettanten einen ganz hübschen Vorrat angefertigt zu haben schien. „Bitte, Herr Geheimrat — es ist mir ein Vergnügen.“

Sie waren erst gestern auf einem Spaziergange oberflächlich miteinander bekannt geworden; aber die liebenswürdige Vornehmheit im Wesen des Geheimrats hatte dem jungen Offizier sogleich imponiert.

„Liebhaberkunst!“ fügte er gleichsam entschuldigend hinzu.

Aber der alte Herr wiegte mit einer Gebärde aufrichtiger Anerkennung den Kopf. „Sehr hübsch — wirklich sehr hübsch! Sie müssen über viel Übung und über einen vortrefflichen Apparat verfügen, Herr v. Lossow, daß Sie die Gesichter mit solcher Schärfe herausbringen konnten. Es wäre wohl allzu unbescheiden, Sie um Überlassung eines Exemplars zu ersuchen?“

„Ihr Wunsch ist im Gegenteil äußerst schmeichelhaft für mich. Ich bitte ergebenst, den Abzug, den Sie da haben, als Eigentum zu betrachten.“

Der Geheimrat bedankte sich und barg die Photographie behutsam in seiner Brusttasche. Als er dann auf den Gang hinaustrat, um sich in sein Zimmer zu begeben, begegnete er dem Eigentümer und ärztlichen Leiter des Sanatoriums, seinem alten Universitätsfreund Rickmers, mit dem ihn seit Jahrzehnten die herzlichste Freundschaft verband.

Die beiden Weißbärte begrüßten sich mit kräftigem Händedruck, und Doktor Rickmers fragte den Geheimrat

Digitized by Google

scherzend, ob er sich in seinem Erholungsheim auch nicht allzusehr langweile.

„Gott bewahre!“ widersprach der andere. „Ich unterhalte mich im Gegenteil ausgezeichnet. Unter deinen sogenannten Patienten wimmelt es ja von den interessantesten Leuten.“

„So? Dann mußt du wahrhaftig ein ganz besonderes Organ dafür haben, sie herauszufinden. Mir ist es leider noch nicht gelungen.“

Der Geheimrat lachte. „Ja, es kommt eben darauf an, was man unter interessant versteht. Ein jeder hat seine besondere Art der Beobachtung. Und die meinige ist naturgemäß die des alten Polizeimenschen.“

„Um des Himmels willen — du suchst doch unter meinen harmlosen Patienten nicht etwa nach verkappten Verbrechern?“

„Sei unbesorgt. Seitdem ich im Ruhestand lebe, suche ich nichts mehr. Höchstens studiere ich aus reiner Liebhaberei, was sich mir ohne mein Zutun aufdrängt. — Aber du bist im Beruf — da will ich dich nicht weiter aufhalten.“

Er ging in sein Zimmer, und Doktor Rickmers stieg in den ersten Stock hinauf, um an die Tür des Herrn v. Schtschedrin zu klopfen.

Der Russe gab bei seinem Eintritt der neuen Pflegerin einen Wink, ihn mit dem Chefarzt allein zu lassen. Hastig, fast mit einer gewissen Ungeduld, beantwortete er die auf seinen Zustand bezüglichen Fragen des Doktor Rickmers, um endlich ihre Fortsetzung ganz abzuschneiden, indem er sagte: „Ich habe Sie nicht wegen meines Befindens herbemüht, Herr Doktor, denn ich setze das vollste Vertrauen in die Behandlungsweise des Doktor Steinrück und bin mit ihren Erfolgen durchaus zufrieden. Was ich mit Ihnen zu besprechen wünsche,

Digitized by Google

ist eine Angelegenheit anderer Art. Ich hoffe, daß Sie geneigt sind, mir eine wichtige Gefälligkeit zu erweisen."

„Soweit es in meiner Macht steht — mit Freuden."

„Damit Sie mein Anliegen verstehen, muß ich Ihnen zuvor eine etwas peinliche Mitteilung machen. Aber ich mache sie Ihnen im strengsten Vertrauen, und ich erbitte Ihr Versprechen, daß Sie in dieser Angelegenheit, die nur mich persönlich angeht, auch nur nach meinen Wünschen handeln werden. Daß ich Ihnen damit nichts zumute, was gegen Ihre Ehre oder gegen Ihr Gewissen wäre, brauche ich wohl nicht erst zu versichern."

„Unter solcher Voraussetzung gebe ich das gewünschte Versprechen gern."

„Ich danke. — Also: ich bin bestohlen worden, Herr Doktor!"

„Bestohlen — hier in meinem Hause?"

„Jawohl — in dieser Nacht. Man hat mir eine Brieftasche entwendet, die ich unter meinem Kopfkissen zu verwahren pflegte."

Der Doktor machte ein sehr ernstes Gesicht. „Wenn das sicher ist, Herr v. Schtschedrin — ich meine, wenn da nicht vielleicht doch ein Irrtum vorliegen kann, so dürfen Sie von mir weder Verschwiegenheit noch irgendwelche anderen Rücksichten fordern. Ich bin es dem Ruf meiner Anstalt schuldig, keinen Dieb unter ihrem Dache zu dulden."

„Sie können Ihr Gewissen beruhigen. Soviel ich weiß, befindet sich der Dieb nicht mehr in Ihrem Hause und wird auch nicht dahin zurückkehren."

„Sie haben einen bestimmten Verdacht?"

„Mehr als einen Verdacht — ich habe Gewißheit. Aber ich wiederhole, daß dies eine Sache ist, die nur mich allein angeht, und daß ich niemand das Recht

Digitized by Google

zugestehe, einen an mir verübten Diebstahl gegen meinen ausdrücklichen Willen zu verfolgen."

„Und wen halten Sie für den Dieb?"

„Das werde ich nicht sagen. Für mein Anliegen ist es ohne alle Bedeutung."

„Aber Sie müssen doch begreifen, daß es für mich nicht ohne Bedeutung sein kann. Seit der Begründung meines Sanatoriums ist nichts Derartiges vorgekommen. Und hier scheint es sich obendrein um einen besonders schweren Fall zu handeln, denn Sie haben ja vermutlich während der letzten Nacht weder Ihr Zimmer noch Ihr Bett verlassen. Der Dieb müßte also die Frechheit gehabt haben, hier einzudringen und Sie zu bestehlen, während Sie sich im Zimmer befanden."

„Ja. Aber es liegen Umstände vor, die ihn entschuldigen — wenigstens in meinen Augen."

Rickmers schüttelte den Kopf. „Herr v. Schtschedrin," sagte er ernst, „wenn Sie mir den Namen des Diebes nicht nennen wollen, so muß es mir gestattet sein, selbst meine Schlüsse zu ziehen. Und nachdem Sie mir gesagt haben, daß sich die fragliche Persönlichkeit nicht mehr in meinem Hause befindet, kann dafür eigentlich nur noch eine einzige in Betracht kommen, denn außer Ihrer bisherigen Pflegerin, der Krankenschwester Gertraud Rogall, hat seit dem heutigen Morgen niemand mein Sanatorium verlassen, um nicht mehr dahin zurückzukehren."

Der Russe sah zur Zimmerdecke empor, ohne zu antworten, und die Falten auf des Arztes Stirn wurden noch schärfer.

„Ich gestehe, daß dies die größte Überraschung meines Lebens ist, und daß ich mich noch nicht ohne weiteres entschließen kann, an die Richtigkeit Ihrer Vermutung zu glauben. Das junge Mädchen stammt

Digitized by Google

nicht nur aus sehr guter Familie, sondern sie hat sich auch nach dem Zeugnis der Oberin in ihrem Beruf bis jetzt geradezu musterhaft geführt. Die Anschuldigung aber, die Sie gegen sie erheben, ist eine so schwere —"

Da brauste der Russe auf. „Ich habe keine Anschuldigung gegen sie erhoben, denn ich habe ihren Namen nicht genannt. Und ich wiederhole, daß die Tat, von der wir reden, in meinen Augen vollständig entschuldigt ist. Nach meinen Begriffen muß diese Seite der Angelegenheit damit für Sie wie für jeden anderen erledigt sein."

„Und warum, wenn Sie sie als erledigt ansehen, haben Sie mir überhaupt Mitteilung davon gemacht?"

„Weil Sie sonst nicht verstehen könnten, was ich von Ihnen wünsche. Außer einer geringfügigen Geldsumme, die für meine Vermögensverhältnisse nicht ins Gewicht fällt, enthielt die Brieftasche nichts, was für ihren unrechtmäßigen Besitzer von irgendwelchem Wert wäre. Aber es wäre möglich, daß er sich darüber einer Täuschung hingibt, denn unter den Papieren befindet sich auch ein Kreditbrief auf eine ziemlich hohe Summe. Er ist auf meinen Namen ausgestellt von der Deutschen Bank in Berlin und gültig für alle Zweigniederlassungen und Zahlstellen dieses Bankinstituts. Aber es sind die üblichen Vorkehrungen getroffen, um zu verhindern, daß ein Unbefugter sich dieses Kreditbriefs zur Erlangung von Geldbeträgen bedient. Jeder dahingehende Versuch würde sofort als ein betrügerisches Manöver erkannt werden und zur Festnahme der betreffenden Persönlichkeit führen."

„Was Ihnen nach meinem Dafürhalten doch nur erwünscht sein kann, Herr v. Schtschedrin."

„Nein, es ist mir durchaus nicht erwünscht. Ich möchte im Gegenteil alles aufbieten, um einer solchen

Digitized by Google

Möglichkeit vorzubeugen. Wäre ich selbst imstande, die Feder zu führen, oder gäbe es hier einen Menschen, den ich ohne Gefahr einer Indiskretion ins Vertrauen ziehen dürfte, so würde ich Sie nicht behelligt haben. Aber es gibt keinen. Weder die neue Pflegerin, die ich noch nicht genügend kenne, noch Steinrück können dafür in Betracht kommen. Ich war also genötigt, mich an Sie zu wenden und Sie um die Abfassung des Briefes zu bitten, der sofort an die Bankhauptstelle in Berlin abgehen muß."

„Was soll in dem Briefe stehen?"

„Die Bank soll darin aufgefordert werden, alle in Betracht kommenden Zahlstellen sofort auf meine Kosten telegraphisch zu benachrichtigen, daß der bezeichnete Kreditbrief bei etwaiger Präsentation anzuhalten, der Vorzeiger oder die Vorzeigerin aber unbehelligt zu lassen sei. Wenn Sie sich der Mühe unterziehen wollen, werde ich Ihnen das Schreiben auf der Stelle diktieren."

Die Angelegenheit war Rickmers äußerst peinlich, und er hätte viel darum gegeben, wenn er nicht mit ihr befaßt worden wäre. Aber er wußte, daß Herr v. Schtschedrin ein millionenreicher Mann war, und daß er die besten Beziehungen in der russischen wie in der deutschen Aristokratie hatte. Mit einem solchen Patienten, der noch viele andere nach sich ziehen konnte, meinte er es nicht verderben zu dürfen.

Der Brief wurde geschrieben, Schtschedrin setzte mit Anstrengung seinen Namen darunter, und Doktor Rickmers selbst übernahm die Besorgung, nachdem er dem Russen auf sein wiederholtes nachdrückliches Verlangen versichert hatte, daß er der Sache von sich aus keine weitere Folge geben werde.

— — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Herr v. Waldkirch, dessen hartnäckiger Kopfschmerz nach seiner Versicherung trotz der dreimonatigen Kur noch immer nicht behoben war, konnte gewiß nicht für einen sehr mitteilsamen und unterhaltenden Gesellschafter gelten. Er war ein einsilbiger Tischgenosse und liebte die einsamen Spaziergänge; wenn er aber einer Unterhaltung nicht ausweichen konnte, zeigte er sich von fast übertriebener Höflichkeit und Bescheidenheit.

Namentlich für Mrs. Ethel Thorncraft schien er eine Art demütiger Bewunderung zu hegen, und obwohl er sicherlich der unbedeutendste und unansehnlichste ihrer Verehrer war, ermutigte sie seine stille Anbetung doch durch eine Freundlichkeit, die den Oberleutnant v. Lossow schon mehr als einmal lebhaft verdrossen hatte.

So weit wie an diesem Nachmittag aber war sie darin doch noch niemals gegangen. Schon während des Mittagessens hatte sie den schweigsamen Baron ganz besonders ausgezeichnet, und beim Kaffee rief sie ihm über den Tisch hinweg zu: „Da Sie schon am längsten hier sind, Herr v. Waldkirch, müssen Sie die Umgebung ja auch am besten kennen. Doktor Steinrück hat mir längere Spaziergänge verordnet. Würden Sie etwas dagegen haben, wenn ich mich Ihnen dann und wann anschließe — zum Beispiel schon heute nachmittag?“

Waldkirch war rot geworden wie ein junges Mädchen, aber er beeilte sich, unter wiederholten Verbeugungen zu versichern, daß es ihm natürlich eine hohe Ehre und ein außerordentliches Vergnügen sein würde.

„Darf man nicht auch von der Partie sein?“ fragte Lossow eifersüchtig.

Aber die schöne Amerikanerin schüttelte lächelnd den Kopf. „Seien Sie mir nicht böse, wenn ich darauf aus Gesundheitsrücksichten verzichte. Sie sind mir zu lebhaft und zu anstrengend. Mehr als das abendliche

Digitized by Google

Plauderstündchen im Konversationszimmer kann ich Ihnen beim besten Willen nicht zugestehen."

Der Oberleutnant klemmte die Unterlippe ein und schwieg. Aber seine Gefühle für Waldkirch waren höchst unfreundlicher Natur, als er ihn eine Viertelstunde später wirklich an Frau Ethels Seite talwärts wandern sah. Erst war er in Versuchung, ihnen zu folgen, um sie wenigstens aus der Ferne zu beobachten, dann aber gab er den Gedanken auf und zog sich grollend auf sein Zimmer zurück.

Ob der Baron die liebenswürdig aufgezwungene Gesellschaft der Amerikanerin wirklich als ein reines Glück empfand, konnte einigermaßen zweifelhaft erscheinen. Jedenfalls glaubte er sich nach so offenkundigem Entgegenkommen verpflichtet, ihr nunmehr regelrecht den Hof zu machen, und in dieser Kunst, die Lossow so meisterhaft beherrschte, erwies er sich als ein recht unbeholfener Dilettant. Die junge Witwe war zwar großmütig genug, seine mühseligen Galanterien mit wohlwollender Freundlichkeit aufzunehmen, aber der arme Baron fühlte doch immer deutlicher, daß er sehr bald an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit als Schwerenöter angelangt sein würde. Auch machte es ihm einige Schwierigkeiten, mit seiner elastischen, leichtfüßigen Begleiterin Schritt zu halten, und als sie nach halbstündiger Wanderung an dem wenig besuchten Aussichtspunkte angelangt waren, zu dem er sie auf ihren ausdrücklichen Wunsch hatte führen sollen, schien er geradezu erschöpft zu sein.

Trotzdem nahm er, sobald sie sich auf der einsamen Bank niedergelassen hatten, erneut einen verzweifelten Anlauf, liebenswürdig zu sein.

Da verzog Mrs. Ethel spöttisch den hübschen Mund und sagte: „Strengen Sie sich nicht weiter an, mein

Digitized by Google

lieber Baron! Es war nicht deshalb, daß ich Sie hier heraufgeschleppt habe. Ich wollte nur ganz ungestört ein bißchen mit Ihnen plaudern. Es hat doch seine Richtigkeit damit, daß Sie Russisch verstehen?"

„Allerdings. Ich bin ja an der russischen Grenze aufgewachsen. Aber woher können Sie das wissen, gnädige Frau?"

„Ich weiß es, weil Sie selbst es mir gesagt haben," erwiderte sie trocken.

Waldkirch starrte vor sich hin wie jemand, der angestrengt in seinem Gedächtnis sucht. „Ich weiß nicht," meinte er unsicher, „ich kann mich durchaus nicht erinnern, daß wir darüber gesprochen hätten."

„Daß Sie es inzwischen vergessen haben, will ich wohl glauben. Es ist ja auch beinahe drei Jahre her."

Die Augen des Barons wurden groß. „Das — das ist wohl nicht möglich!" stammelte er. „Ich hatte meines Wissens vorher niemals die Ehre, Ihnen zu begegnen."

„Es ist dann eben Ihrem Gedächtnis entschwunden. Aber Sie werden sich sofort erinnern, wenn ich Ihnen sage, daß wir vor beiläufig zwei Jahren und sechs Monaten auf einem Ball des Vereins junger Kaufleute in Königsberg dreimal miteinander getanzt und dabei von allem möglichen geplaudert haben — auch von Ihrer damaligen Stellung, die Ihnen so wenig zusagte, und von Ihrer Sehnsucht in die weite Welt."

Ein verzweifeltes Lächeln verzerrte das Gesicht des anderen. „Gnädige Frau belieben zu scherzen. Ich kann mir wirklich nicht erklären —"

„Nein, Verehrtester, ich scherze nicht. Mein Personengedächtnis ist untrüglich. Auf den ersten Blick hatte ich in Ihnen meinen Königsberger Tänzer, den schüchternen Herrn Roetger, wiedererkannt. Nicht wahr,

Digitized by Google

so hießen Sie doch vor Ihrer Erhebung in den Adelstand?"

„Ich — ich kann nur wiederholen, daß ich aufs äußerste erstaunt bin —"

„Na ja," unterbrach sie ungeduldig, „natürlich sind Sie erstaunt. Denn wenn Sie mich ebenfalls wiedererkannt hätten, würden Sie vermutlich nicht länger in diesem reizenden Erholungsheim geblieben sein. Nun aber, nachdem wir festgestellt haben, daß wir alte Bekannte sind —"

„Oh, ich muß doch bitten, gnädige Frau —"

„Wie? Sie wollen es noch immer in Abrede stellen? Das wäre allerdings etwas anderes. Ich habe Ihnen bis jetzt durch mein Verhalten gezeigt, daß ich nicht zu den Leuten gehöre, die anderen ohne zwingende Notwendigkeit ihr Spiel verderben. Aber wenn Sie mich hinters Licht zu führen suchen, so —"

Sie machte eine Bewegung, als ob sie sich von der Bank erheben wollte.

Da streckte ihr Begleiter flehend die Hände aus. „Wenn ich nun zugäbe, daß Sie recht haben — wäre es nicht mein sicheres Verderben?"

„Warum denn? Läge mir etwas an Ihrem Verderben, so würde ich schwerlich bis heute gewartet haben. Sie haben also endlich Ihrer Sehnsucht in die weite Welt nachgegeben? Aber ich verstehe nicht recht, daß diese Sehnsucht Sie nur bis in das Sanatorium des Doktor Rickmers getrieben hat."

„Ich fühlte mich eben leidend, gnädige Frau. Diese schrecklichen Kopfschmerzen —"

„Kann man schließlich auch an einem angenehmeren Orte kurieren, wenn man über eine Reisebarschaft von hundertfünfzigtausend Mark zu verfügen hat."

Jetzt erst brach der Unglückliche vollends zusammen.

Digitized by Google

„Oh, Sie sind schrecklich!“ stöhnte er. „Aber ich wußte es ja, daß ich kein Glück haben würde!“

„Im Gegenteil, mir scheint, daß Sie viel mehr Glück haben, als Sie bei Ihrem Ungeschick erwarten durften. Wenn Sie an einen anderen gekommen wären als gerade an mich, möchte es jetzt freilich schlimm genug um Sie bestellt sein, aber —“

„Haben Sie es in den Zeitungen gelesen?“

„Nein. Und es war gut für Sie, daß ich noch nichts davon wußte, als ich Sie hier wiedersah, denn sonst hätte ich mich in der ersten Überraschung doch vielleicht etwas anders benommen. Ich sah zunächst nur, daß Sie hier unter falschem Namen auftraten, war allerdings selbstverständlich nicht im Zweifel, daß noch etwas anderes dahinterstecken müsse. Sie spielten den wohlhabenden Mann und hatten mir doch vor zwei Jahren in rührender Vertrauensseligkeit erzählt, daß Sie ein armer Teufel seien. Da ich noch einige Beziehungen unten in Ostpreußen unterhalte, erkundigte ich mich deshalb gelegentlich, was aus dem Herrn Roetger geworden sei. Da schickte man mir dann den Steckbrief. Ich habe ihn nicht genau im Kopf, aber es sind doch wohl dreitausend Mark Belohnung für Ihre Ergreifung ausgesetzt, und außerdem zehn Prozent der wieder herbeigeschafften Summe?“

„Sprechen Sie nicht so laut — ich flehe Sie an!“

„Hier hört uns niemand. Ich halte schon die Augen offen. Aber nun sagen Sie mir, Sie Unglücksmensch, wie Sie auf den Gedanken verfallen konnten, sich gerade hier zu verbergen! Sie könnten mit Ihren hundertfünfzigtausend doch jetzt schon am anderen Ende der Welt sein!“

„Es ist gar nicht so viel, gnädige Frau,“ sagte er wehmütig. „Ich habe den verzweifelten Entschluß ja

Digitized by Google

erst gefaßt, als ich beinahe fünfzigtausend an der Börse verloren hatte, und als sich die Entdeckung nicht länger hinausschieben ließ. Meine Chefs müssen sich außerdem bei ihrer Berechnung geirrt haben. Es waren nur sechsundsiebzigtausend, die ich mitnehmen konnte."

Mit einem geringschätzigen Blick streifte Mrs. Ethel Thorncraft über die zusammengebrochene Gestalt des Ertappten hin, der so rasch bereit war, sich zu seiner Schuld zu bekennen.

„Einerlei — das ist immer noch eine ganz hübsche Summe, und man kann sich damit ein vergnügteres Leben verschaffen, als Sie es hier führen."

„Das weiß der Himmel," seufzte er. „Aber ich hatte nur wenig Zeit gehabt, meine Flucht vorzubereiten, und ich wußte, daß mir die Polizei gleich auf den Fersen sein würde. In eine Hafenstadt wagte ich mich deshalb nicht. Man würde mich ja auch wahrscheinlich beim Betreten eines Schiffes sofort angehalten haben, weil ich keinerlei Legitimationspapiere besitze. Darum fuhr ich zuerst nach München, wo ich mich noch am sichersten glaubte. Und dann kam mir der Gedanke an ein Sanatorium. Ich war vor anderthalb Jahren vier Wochen lang in einem gewesen, und kein Mensch hatte mich bei der Anmeldung oder während des Aufenthalts nach meinen Papieren gefragt. Darauf setzte ich meine Hoffnung. Ich wählte eines, das, wie man mir sagte, wegen der hohen Preise nur von vornehmen Leuten besucht wird. Da war ich nach meiner Ansicht am wenigsten in Gefahr, mit jemand zusammenzutreffen, der mich von Königsberg her kannte."

„Die Idee war nicht schlecht. Aber Sie mußten sich doch auch sagen, daß Sie wegen Ihrer angeblichen Kopfschmerzen nicht ewig bei Doktor Rickmers bleiben

Digitized by Google

oder nicht Ihr Leben lang von einem Sanatorium in das andere ziehen konnten."

„Es macht mir Sorge genug — ganz abgesehen davon, daß die unaufhörliche Angst mich bald genug aufgerieben haben wird. Aber was soll ich denn anfangen? Ich habe doch keine Papiere!"

„Wollen wir ein Geschäft machen, Herr Roetger?"

Seine Augen fuhren ängstlich nach allen Richtungen herum. „Wenn Sie mich doch lieber nicht bei diesem Namen nennen möchten, gnädige Frau —"

„Also ich frage Sie, Herr Baron v. Waldkirch, ob Sie ein Geschäft mit mir machen wollen? Ein für Sie sehr gutes Geschäft, wie ich gleich hinzufügen will, denn Sie verschaffen sich damit die Möglichkeit, unbehelligt nach Amerika oder sonst wohin zu gelangen. Ich habe zufällig einen Paß zu verkaufen, einen regelrechten, einwandfreien Paß, der in jeder europäischen Hafenstadt ausreicht."

Ungläubig sah er sie an. „Zu verkaufen? Einen Paß? Das kann doch kaum Ihr Ernst sein, gnädige Frau!"

„Mein voller Ernst. Darum habe ich Sie vorhin gefragt, ob Sie Russisch verstehen. Denn der Paß lautet auf einen russischen Namen, und Sie müssen, bis Sie in Sicherheit sind, natürlich die Rolle desjenigen spielen, für den er ausgestellt ist."

„Kann ich ihn sehen, gnädige Frau?"

„Den Paß? Nicht früher, als bis wir über die Bedingungen einig geworden sind. Er kostet nämlich dreißigtausend Mark."

„Dreißigtausend —"

„Nicht einen Pfennig weniger. Am Ende will ich doch auch einen kleinen Vorteil von der Sache haben. Rechnen Sie nach, Herr Baron: dreitausend Mark für

Digitized by Google

die Ergreifung Ihrer Person und zehn Prozent der wiederherbeigeschafften Summe. Selbst wenn es wahr ist, daß Sie nur sechsundsiebzigtausend mitgenommen haben — mehr wie sechstausend werden in diesen drei Monaten wohl kaum draufgegangen sein. Das macht weitere siebentausend, also rund zehntausend Mark, die ich mir mit einem einzigen Wort auf völlig legale Weise verdienen kann. Wenn ich mich statt dessen entschließe, Ihnen behilflich zu sein, so ist das wohl jedenfalls dankenswert."

„Sie würden mich also anzeigen? Dann — dann sind auch Sie nicht die, für die Sie sich ausgeben. Ich zermartere meinen Kopf, um mich auf jenen Ballabend zu besinnen, und ich habe jetzt auch eine dunkle Erinnerung, daß wir damals miteinander gesprochen haben. Aber ich kann nicht auf den Namen kommen, den Sie damals führten. Nur daß Sie keine Amerikanerin waren und nicht Thorncraft hießen, weiß ich ganz bestimmt."

Die schöne Witwe zog die Brauen zusammen, und ihre Stimme hatte einen scharfen Klang, als sie erwiderte: „Ich empfehle Ihnen dringend, sich nicht weiter den Kopf darüber zu zerbrechen. Auf das Richtige würden Sie doch nicht kommen, und mit dem Geschäft, das ich Ihnen vorschlage, hat es nichts zu schaffen. Übrigens muß die Sache geregelt sein, ehe wir in das Sanatorium zurückkehren. Also entschließen Sie sich — ja oder nein."

Der falsche Baron preßte die Hände zwischen die Knie und stierte vor sich hin. „Sie sind schrecklich!" wiederholte er. „Wenn ich Ihrem Verlangen nachkomme, bleibt mir ja beinahe nichts."

„Wenn Sie es nicht tun, bleibt Ihnen jedenfalls die mehrjährige kostenlose Versorgung hinter vergitterten

Digitized by Google

Fenstern. Es steht in Ihrem Belieben, was Sie vorziehen wollen."

Er stöhnte und schluckte. Dann senkte er in hoffnungsloser Ergebung den Kopf. „Sie sagen ja selbst, daß ich keine Wahl habe. — Aber den Paß muß ich doch wenigstens erst sehen!"

Frau Ethel rückte ein wenig von ihm ab und öffnete ihre Handtasche. Der erste Gegenstand, den sie ihr entnahm, war eine zierliche Browningpistole, deren Kolben ihre kleine, nervige Rechte mit festem Griff umklammerte, der zweite, den sie mit der Linken herausfischte, war ein kleines Heft.

„Bitte! — Aber keine Geschichten, wenn ich bitten darf! Sie sehen, ich habe mich auf alle Möglichkeiten eingerichtet."

Mit einem scheuen Blick auf die Waffe nahm er das Dokument entgegen, und nachdem er einen Blick auf die Eintragungen geworfen, sah er in neuem Erstaunen zu seiner schönen Nachbarin auf. „Schtschedrin? Ist das nicht der kranke Russe im Sanatorium?"

„Er mag ja um fünfzehn oder zwanzig Jahre älter sein als Sie, aber die Personalbeschreibung in einem Paß hat nicht viel zu sagen. Wenn Sie nicht grenzenlos ungeschickt sind, werden Sie es schon fertig bringen, sich ihr anzupassen."

„Aber wie sind Sie zu diesem Paß gekommen? Haben Sie ihn zufällig gefunden, oder —"

„Das geht Sie nichts an, und ich verbitte mir alle überflüssigen Fragen. Es muß Ihnen genügen, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß Sie sich des Passes ohne jede Sorge bedienen können."

„Wie dürfte ich das wagen? Wenn dieser Schtschedrin den Verlust bemerkt und ihn zur Anzeige bringt,

Digitized by Google

würde ich mich mit einem solchen Versuch ja ohne weiteres an das Messer liefern."

„Halten Sie mich für so verrückt, daß ich den Handel mit Ihnen abschließen würde, wenn eine solche Gefahr drohte? Wie ich die Ritterlichkeit der Herren Ihres Schlages kenne, würden Sie im Fall Ihrer Festnahme selbstverständlich keinen Augenblick zögern, mich preiszugeben. Ich weiß bestimmt, daß Schtschedrin seinen Verlust nicht zur Anzeige bringen wird. Ich weiß es aus seinem eigenen Munde. Ist Ihnen das genug?"

„Wenn Sie so zuversichtlich sind, würden Sie sich dann vielleicht entschließen, mit mir zu reisen? In Ihrer Gesellschaft würde ich mich ganz sicher fühlen, und ich wäre mit Freuden bereit, alles mit Ihnen zu teilen, was ich besitze."

Spöttisch glitten ihre Augen über seine dürftige Gestalt. „Sie sind nicht recht gescheit! Was Sie zu tun haben, ist einfach folgendes: Auf dem Heimwege werden wir uns trennen, und ich werde vor Ihnen in das Sanatorium zurückkehren mit der Erklärung, daß ich Ihrer Gesellschaft schon nach zehn Minuten überdrüssig geworden sei. Dann werden Sie die vereinbarten dreißigtausend Mark — in welcher Form führen Sie das Geld mit sich?"

„In Tausendmarkscheinen. Aber die Nummern sind nicht bekannt. Ich habe dafür sorgen können, daß es nicht geschah."

Sie nickte beruhigt. „Sie werden also die dreißigtausend Mark zwischen die Blätter zweier Bücher verteilen, werden das Zimmermädchen hereinrufen, vor ihren Augen die beiden Bücher in einen Bogen Packpapier einschlagen und das Mädchen beauftragen, sie mir mit Ihren schönsten Empfehlungen sofort zu überbringen. Ich werde unterdessen ein anderes Buch vor-

Digitized by Google

bereitet haben, das den Paß enthält, und das Ihnen alsbald durch dieselbe Botin zugestellt werden wird. Unmittelbar nach Ihrer Heimkehr aber werden Sie im Büro des Sanatoriums bereits die Erklärung abgegeben haben, daß Sie durch eine eben erhaltene Nachricht veranlaßt würden, schon morgen früh abzureisen. Alles übrige ist Ihre Sache. Aber wenn ich Ihnen einen guten Rat geben soll, ist es der, geradeswegs nach Triest zu fahren. Von da kommen Sie am leichtesten weiter. Sie dürfen sich in dieser Hinsicht getrost auf meine Erfahrungen verlassen."

— — — — — — — — — — —

Als der Baron Waldkirch mit blassem, verfallenem Gesicht und allen Anzeichen großer Ermüdung in das Sanatorium zurückkehrte, stieß er zu seinem augenfälligen Mißvergnügen in der Halle auf Herrn v. Lossow, der dort auf ihn gewartet zu haben schien. Zwar machte er einen ungeschickten Versuch, sich von ihm zu befreien, aber der Oberleutnant war gerade heute von einer unüberwindlichen Anhänglichkeit an den „entfernten Verwandten", und erst nach einer längeren Unterhaltung, in deren Verlauf dem unglücklichen Opfer mehr als einmal der Angstschweiß auf die Stirn getreten war, verabschiedete er sich.

Waldkirch ging gesenkten Hauptes in das Büro, um Mitteilung von seiner bevorstehenden Abreise zu machen.

— — — — — — — — — — — —

Eine liebe alte Gewohnheit auffrischend, saßen sich Doktor Nickmers und der Geheimrat Gillmann am nämlichen Abend im Studierzimmer des Doktors bei einer Partie Schach gegenüber. Aber der Arzt spielte so schlecht, daß sein Freund sich nicht enthalten konnte, eine scherzende Bemerkung über seine Zerstreutheit zu machen.

Digitized by Google

Da lehnte sich Rickmers in seinen Stuhl zurück und sagte verdrießlich: „Willst du wissen, woran ich immerfort denken muß? An das, was du mir heute früh von den interessanten Leuten in meinem Sanatorium sagtest. Es scheint nämlich wirklich der eine oder der andere da zu sein, der für einen Kriminalisten noch mehr Interesse haben könnte als für den Arzt."

Der Geheimrat zeigte sich sofort lebhaft angeregt. „Hast du eine Entdeckung gemacht? Darf man etwas darüber erfahren?"

„Ach, eigentlich ist es ja nichts Besonderes. Vor einer Stunde ließ sich der Oberleutnant v. Lossow bei mir melden, um mir mitzuteilen, daß einer meiner Patienten nach seiner festen Überzeugung ein Schwindler sei. Er hielt es, wie er sagte, für seine Pflicht, mir zu eröffnen, daß er unverweilt das Sanatorium verlassen müsse, wenn dieser Herr noch länger hier geduldet würde."

„Seine Anschuldigung richtete sich gegen den Baron Waldkirch?"

„Du weißt also auch schon davon? Und du glaubst, daß er recht hat?"

„Ich glaube gar nichts. Welche Gründe hat er denn für seine Vermutung angegeben?"

„Er sagt, der Mann sei ihm von vornherein verdächtig vorgekommen. Heute aber habe er ihm bezüglich seiner Familie und seiner angeblichen Beziehungen ein bißchen schärfer auf den Zahn gefühlt, und dabei habe er Waldkirch auf so vielen handgreiflichen Lügen und dreisten Erfindungen ertappt, daß er ihn nur noch für einen notorischen Hochstapler halten könne."

„An diesem guten Oberleutnant scheint wirklich ein Detektiv verloren gegangen zu sein. Und was willst du jetzt tun?"

Digitized by Google

„Nichts. Denn unmittelbar nachdem mich der Oberleutnant verlassen hatte, wurde mir aus dem Büro gemeldet, daß Waldkirch morgen früh abzureisen beabsichtige. Da sich der Mann meines Wissens hier nichts hat zuschulden kommen lassen, liegt für mich natürlich kein Anlaß vor, ihn irgendwie zu behelligen."

„Nein. Wenn er wirklich was auf dem Kerbholz hat, wird er seinem Schicksal wohl nicht entgehen. Und da der Herr Oberleutnant auf solche Art seinen Willen bekommen hat, brauchst du dich von der Geschichte auch nicht weiter verstimmen zu lassen."

„Es ist aber leider nicht die einzige Verdrießlichkeit, die ich heute gehabt habe. Die andere liegt mir viel unangenehmer im Kopfe. Einer meiner Patienten behauptet, auf beispiellos dreiste Weise bestohlen worden zu sein, und ich habe mich leider bereden lassen, der Sache keine weitere Folge zu geben."

Der Geheimrat beugte sich vor. „Du — das interessiert mich. Das mußt du mir unbedingt erzählen."

Nickmers zauderte in der Erinnerung an das gegebene Versprechen wohl ein wenig, aber da er sicher sein durfte, daß der alte Freund ihm keine Verlegenheiten bereiten würde, fand er sich doch schließlich bereit, seinem Wunsch zu willfahren.

„Ich kann mich noch immer nicht entschließen, an eine Schuld dieser Pflegerin zu glauben," schloß er seinen Bericht. „Mir ist selten eine sympathischere Person vorgekommen als das Mädchen. Außerdem ist sie mit meinem Assistenten Steinrück, der sie seit Jahren kennt, und der ein makelloser Ehrenmann ist, heimlich verlobt. Sie müßte ja geradezu in einem Anfall von Geistesgestörtheit gehandelt haben, wenn sie wirklich ihre ganze Zukunft mit einem so plumpen Diebstahl aufs Spiel gesetzt hätte."

Digitized by Google

Der Geheimrat, der ihm sehr aufmerksam zugehört hatte, machte ein merkwürdig vergnügtes Gesicht. „Ist ihr auch gar nicht eingefallen," sagte er gelassen. „Daß der Russe sich den Diebstahl bloß einbildet, oder daß irgend ein Schwindelmanöver dahinter steckt, hältst du für ausgeschlossen?"

„Vollständig! Der Mann ist mehrfacher Millionär und von klarstem Verstande. Er will die vermeintliche Diebin offenbar schonen, weil er ihr für ihre aufopfernde Pflege dankbar ist, und weil ihn der Verlust nicht schwer trifft. In bezug auf den Diebstahl aber schien er seiner Sache durchaus sicher zu sein."

„Er wohnt im ersten Stock?"

„Ja."

„Wer sind seine Zimmernachbarn?"

„Auf der einen Seite — niemand, denn sein Zimmer ist das letzte in der Reihe, und auf der anderen Mrs. Thorncraft."

„Das Zimmer dieser Mrs. Thorncraft liegt, wenn ich nicht irre, gerade über dem meinigen?"

„Ihr Schlafzimmer — ja. Sie bewohnt außerdem noch einen Salon."

„Weißt du etwas Näheres über die Persönlichkeit der Dame?"

„Nein. Sie erschien eines Tages, ohne sich vorher angemeldet zu haben, und sie hat sich über ihre Familie oder ihre Verhältnisse gegen mich nicht geäußert. Allem Anschein nach ist sie sehr wohlhabend."

„Ja, es scheint so, obwohl sie falsche Brillanten trägt."

Rickmers lächelte etwas ungläubig. „Bist du auch auf dem Gebiete ein so feiner Kenner?"

„Wenn man vierzig Jahre lang im Polizeidienst gestanden hat, versteht man sich auf alles. — Könntest du mir nicht Gelegenheit verschaffen, einen Blick

Digitized by Google

in die Zimmer dieser sogenannten Amerikanerin zu werfen?"

„Sogenannten Amerikanerin? Weshalb sollte sie denn keine sein?"

„Weil Amerikanerinnen mit englischem Familiennamen nur selten einen ostpreußischen Dialekt anklingen lassen, wenn sie Deutsch reden. Aber vielleicht hatte sie als Baby eine Bonne aus Ostpreußen!"

„Hör mal, Alter, das klingt ja beinahe, als ob du auf sie —"

„Keine voreiligen Schlüsse! Nur einen Blick in ihre Zimmer hätte ich, wie gesagt, gerne geworfen. Wie wär's, wenn wir gleich jetzt hinübergingen? Sie sitzt ja ohne Zweifel noch unten im Speisesaal an der Abendtafel."

Der Wunsch kam dem Doktor offenbar nicht sehr gelegen, aber er mochte sich doch nicht weigern, und so begaben sich die beiden Herren durch den gedeckten Gang, der in der Höhe des ersten Stockwerks die Villa des Chefarztes mit dem Hauptgebäude verband, in das letztere hinüber.

„Ist Mrs. Thorncraft in ihren Zimmern?" fragte Rickmers das Mädchen, das ihnen auf dem Korridor begegnete, und als er eine verneinende Antwort erhielt, drückte er auf die Klinke der unverschlossenen Tür zum Salon der Amerikanerin.

„Es wäre mir, offen gestanden, sehr unangenehm, wenn sie uns überraschte. Also —"

Der Geheimrat trat ein, warf einen raschen Blick umher und schritt dann auf die Verbindungstür zu, die in das anstoßende Schlafzimmer führte. Sein Kopfnicken bewies, daß irgend etwas von dem, was er da erblickte, mit seinen Erwartungen übereinstimmte.

„Die Tür dort, die durch den Kleiderschrank verstellt ist, führt in das Zimmer des Herrn v. Schtschedrin?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

Digitized by Google

„Allerdings.“

„Und sie ist auf der anderen Seite ebenfalls durch ein Möbelstück verstellt?“

Rickmers mußte sich besinnen, dann aber erinnerte er sich mit voller Deutlichkeit an die Anordnung der Einrichtungsstücke im Zimmer des Russen. „Nein,“ sagte er. „Es ist zwar angeordnet, daß es geschieht, aber Schtschedrin scheint eine Änderung gewünscht zu haben. Ich habe heute gesehen, daß die Verbindungstür bei ihm frei ist. Selbstverständlich aber werden diese Türen immer verschlossen gehalten, und der Schlüssel ist in sicherer Verwahrung.“

Der Geheimrat begnügte sich statt der Erwiderung mit einem Kopfnicken, dann machte er dem Doktor ein Zeichen, daß er mit seiner Besichtigung fertig sei, und sie traten den Rückweg an.

„Nun?“ fragte Rickmers, „möchtest du mir nicht anvertrauen, was du da eigentlich zu entdecken hofftest?“

„Ich möchte dich bloß fragen, wann morgen früh der erste Zug nach München geht?“

„Sieben Uhr zehn Minuten. Willst du ihn benützen?“

„Das ist meine Absicht. Da ich nur noch ein einfacher Privatmann bin, muß ich für meine eigene Person leider darauf verzichten, die nähere Bekanntschaft der reizenden Mrs. Thorncraft zu machen, und die Weilenbacher Organe der öffentlichen Sicherheit scheinen mir dazu nicht besonders geeignet. Außerdem handelt es sich um eine Feststellung, die ich auf Grund des in meinem Besitz befindlichen Materials“ — er klopfte auf die Brusttasche, darinnen er das photographische Meisterwerk des Oberleutnants verwahrte — „sehr gerne selbst vorgenommen hätte.“

Dem Doktor wurde es immer unbehaglicher. „Ich verstehe nicht, was das alles heißen soll. Aber ich

Digitized by Google

möchte dich daran erinnern, daß ich dir meine Mitteilungen im strengsten Vertrauen gemacht habe, und daß ich selber durch ein Versprechen gebunden bin. Außerdem brauche ich dir wohl nicht erst zu sagen, daß mir nichts unerwünschter sein könnte als ein öffentlicher Skandal in meinem Sanatorium."

„Sei versichert, lieber Freund, daß ich mir dieser Umstände sehr wohl bewußt bin. Aber" — und er legte ihm gewichtig die Hand auf die Schulter — „höher als alle unter irrigen Voraussetzungen geforderten und gegebenen Versprechungen, höher als deine geschäftlichen Interessen stehen doch wohl auch dir die Pflichten gegen die Allgemeinheit. Ich kann mich nicht deutlicher aussprechen, weil es mir im Augenblick noch an den handgreiflichen Beweisen fehlt. Aber wenn ich dir sage, daß es sich möglicherweise darum handelt, eine höchst gemeingefährliche Verbrecherin unschädlich zu machen —"

„In diesem Fall hätte ich wohl das Recht, die Amerikanerin noch heute zum Verlassen des Sanatoriums aufzufordern. Und du wirst mir's nicht übelnehmen, wenn ich es tue. Mögen sich die Behörden dann anderswo mit ihrer Person beschäftigen, wenn sie es für nötig halten."

„Natürlich kannst du dich deines Hausrechtes nach Belieben bedienen. Aber ich mache dich darauf aufmerksam, daß du damit der Justiz aller Wahrscheinlichkeit nach geradezu in die Arme fallen würdest. Ich hoffe deshalb zuversichtlich, daß du bis zu meiner Rückkehr nichts unternehmen wirst, was die Amerikanerin auf die drohende Gefahr aufmerksam machen müßte. Dafür, daß bei einem etwaigen Vorgehen gegen die Dame ohne jeden Lärm und mit aller nur möglichen Rücksicht auf den Ruf deines Sanatoriums verfahren werden wird, kannst du dich verlassen."

Digitized by Google

Rickmers erhob keinen weiteren Widerspruch, aber zum ersten Male, solange sie sich kannten, trennte er sich in tiefer Verstimmung von dem alten Freunde.

— — — — — — — — — — — —

Unbehelligt war Waldkirch in aller Frühe abgereist, nachdem er seine Rechnung ordnungsmäßig beglichen und sehr reichliche Trinkgelder verteilt hatte. Er sah sehr angegriffen aus, und sein Gesicht beschattete sich noch mehr, als er inne wurde, daß er auf seiner Reise nach München nicht allein bleiben würde. Unmittelbar vor Abgang des Zuges stieg der alte Geheimrat Gillmann höflich grüßend in sein Abteil, und an eine Möglichkeit, sich seiner Gesellschaft zu entziehen, war nicht zu denken. Ihre Bekanntschaft war bisher nicht über die unvermeidliche Vorstellung hinaus gediehen, und der Flüchtling hoffte, daß der schweigsame alte Herr unter solchen Umständen auf die Anknüpfung einer Unterhaltung ganz verzichten würde, zumal er sich mit aller ihm zur Verfügung stehenden schauspielerischen Kunst bemühte, eine Fortsetzung des zu früh unterbrochenen Morgenschlummers zu markieren.

Aber der Geheimrat legte gerade heute eine Gesprächigkeit an den Tag, die er im Sanatorium niemals gezeigt hatte. Der Baron geriet dabei aus einer Verlegenheit in die andere, und noch selten während dieser schrecklichen letzten drei Monate hatte er ähnliche Qualen ausgestanden als auf dieser kurzen Fahrt.

Da er nach der Einfahrt in den Münchener Hauptbahnhof mit seinem Handgepäck zu schaffen hatte, während der Geheimrat nur ein kleines Täschchen mit sich führte, ergab sich's auf die natürlichste Weise, daß der alte Herr die Bahnsteigsperre lange vor seinem Reisebegleiter passierte. Ein gutgekleideter, breitschulteriger Mann, der da mit gleichgültiger Miene unter den vielen

Digitized by Google

Wartenden stand, lüftete bei seinem Anblick höflich grüßend den Hut. Der Geheimrat trat auf ihn zu, wechselte halblaut ein paar Worte mit ihm, deutete mit leichter Handbewegung auf den schmächtigen, blassen Herrn, der eben vom Zuge her hinter einem Gepäckträger auf die Sperre zuschritt, und entfernte sich rasch.

Auf dem Bahnhofsplatz bestieg er eine Autodroschke mit der Weisung, ihn nach der Polizeidirektion zu fahren. Der Breitschulterige aber stand dicht hinter dem schmächtigen Herrn, als dieser sich am Fahrkartenschalter erkundigte, ob man ein direktes Billett erster Klasse bis nach Triest haben könnte.

— — — — — — — — — — — — —

Schon mit dem Nachmittagszuge traf der Geheimrat Gillmann wieder in Weilenbach ein. Er betrat das Sanatorium ohne jede Begleitung, bald nach ihm aber erschienen zwei elegant aussehende Herren, die den Wunsch hatten, Herrn Doktor Rickmers in dringender Angelegenheit zu sprechen.

Die Unterredung, an der sich auch der Geheimrat beteiligte, währte kaum zehn Minuten, dann begaben sich die beiden Herren unter Führung des Doktors durch den Verbindungsgang in das Hauptgebäude hinüber, und Rickmers klopfte an die Tür von Mrs. Ethel Thorncrafts Salon.

Eine helle Stimme fragte von drinnen nach dem Namen des Einlaßbegehrenden, und auch als Rickmers sich zu erkennen gegeben hatte, vergingen noch ein paar Minuten, ehe der Schlüssel gedreht wurde.

Wie zu einem Spaziergang gekleidet, stand die schöne Witwe auf der Schwelle.

Der Besuch des Chefarztes zu dieser Stunde bedeutete ihr offenbar eine Überraschung, aber diese Überraschung steigerte sich noch um ein Gewaltiges, als sie

Digitized by Google

sich plötzlich zwei unbekannten Herren gegenüber sah, von denen der eine mit mehr sicherem als zartem Griff ihr rechtes Handgelenk erfaßte, indem er halblaut und eindringlich sagte: „Im Namen des Gesetzes — Pauline Nielsen, Sie sind verhaftet. In Ihrem eigenen Interesse rate ich Ihnen, sich ganz ruhig zu verhalten und jedes unnötige Aufsehen zu vermeiden. Hier ist meine Legitimation."

Mit funkelnden Augen und totenbleichen Wangen, aber wortlos und ohne jeden Versuch des Widerstandes ließ sich die angebliche Amerikanerin in das Zimmer zurückdrängen. Dann wurde die Tür verschlossen, und während der eine der beiden Kriminalbeamten mit dem Verhör begann, nahm der andere eine eingehende Durchsuchung der beiden Räume vor.

Das Verhör hatte ein durchaus negatives Ergebnis, da die fest zusammengepreßten Lippen der Befragten beharrlich stumm blieben. Das Ergebnis der Durchsuchung aber machte sehr bald alle Auskünfte und Geständnisse entbehrlich.

Der Beamte hatte damit angefangen, unter dem Beistande des Doktors den nicht sehr großen Kleiderschrank beiseite zu rücken, der die in das Zimmer des Herrn v. Schtschedrin führende Tür verstellte, und diese Tür einer genauen Musterung zu unterziehen. Auf den ersten Blick war nichts Auffälliges wahrzunehmen; aber ein leichtes Kratzen mit den Fingernägeln genügte, um an zwei Stellen der Füllung die aus einer weißen Kittmasse hergestellten Pfropfen zu entfernen, mit denen zwei recht ansehnliche Bohrlöcher oberflächlich verschlossen waren. Der Beamte brachte sein Auge an eine der Öffnungen und winkte Rickmers heran.

„Bitte, Herr Doktor, wollen Sie sich selbst überzeugen, daß man beinahe das ganze Zimmer übersehen

Digitized by Google

und namentlich das an der gegenüberliegenden Wand stehende Bett bequem beobachten kann. Die Diebin konnte auf solche Art mit Leichtigkeit feststellen, ob ihr Nachbar allein und ob er eingeschlafen war. Daran, daß das häufige Beiseiterücken des Schrankes von dem unter ihr wohnenden Herrn gehört werden und daß es ihm verdächtig vorkommen könnte, hatte sie offenbar nicht gedacht. Das Öffnen des Schlosses aber hatte für eine so erfahrene Hoteldiebin, wie es diese Pauline Nielsen ist, selbstverständlich keinerlei Schwierigkeiten."

Doktor Nickmers war herangetreten und hatte sich überzeugt, daß die Bemerkungen des Beamten zutrafen. Er sah durch das etwas schräg gebohrte Loch Schtschedrin halb aufgerichtet in seinem Bette, und er konnte, als er auf ein Zeichen des Kommissars sein Ohr an die Tür legte, mit voller Deutlichkeit verstehen, was der Russe zu seiner Pflegerin sprach. Die Diebin hatte also nicht nur die Vorgänge im Nebengemach beobachten, sondern auch die dort geführten Unterhaltungen belauschen können, wodurch ihr die Ausführung ihres Planes verhältnismäßig sehr leicht gemacht worden war.

Nach der Besichtigung der beiden Zimmer kamen die Sachen der angeblichen Mrs. Thorncraft an die Reihe, und wie gut sie auch ihre Verstecke gewählt hatte, der vieljährigen Erfahrung des geübten Kriminalisten war ihre Verschlagenheit doch nicht gewachsen. Nach kurzer Zeit schon war sowohl der Kreditbrief des Herrn Schtschedrin wie ein ganzes Bündel von Tausendmarkscheinen zutage gebracht.

Als sie sich auf solche Art rettungslos überführt sah, gewann die Verstummte plötzlich auch ihre Sprache zurück. „Dies Geld gehört nicht mir," rief sie, „sondern der Firma Berger & Steinmann in Königsberg! Denn

Digitized by Google

es ist ein Teil der Summe, die dieser Firma von ihrem flüchtig gegangenen Kassierer Roetger unterschlagen worden ist. Der Mann hat hier unter dem Namen eines Barons Waldkirch gelebt und befindet sich augenblicklich mit dem Rest seiner Beute auf dem Wege nach Triest. Er reist unter dem Namen Schtschedrin, und es muß der Polizei leicht sein, ihn auf Grund dieser Angaben festzunehmen. Ich erkläre schon jetzt, daß ich auf die Belohnung Anspruch mache, die für seine Ergreifung und für die Wiederherbeischaffung des Geldes ausgesetzt ist."

„Sie werden ohne Zweifel erhalten, was Ihnen zukommt," sagte der eine der beiden Beamten doppelsinnig. „Im übrigen sind wir hier wohl fertig, und wenn der Wagen bereit ist, den Sie uns freundlichst zur Verfügung stellen wollten, Herr Doktor, können wir Fräulein Nielsen ohne alles Aufsehen zum Bahnhof befördern."

— — — — — — — — — — — — — —

Herr v. Schtschedrin hatte an diesem Abend noch eine sehr lange Unterredung mit dem Assistenzarzt Steinrück, eine Unterredung, in der er sich offen zu dem Irrtum bekannte, in dem er sich bezüglich der Urheberschaft des an ihm verübten Diebstahls befunden.

„Schwester Gertraud und Sie werden mir hoffentlich verzeihen," sagte er, „denn ich glaube, daß auch jeder andere an meiner Stelle diesem Irrtum verfallen wäre. Was mich in meinem Glauben mehr als alles übrige befestigen mußte, war ja der Umstand, daß ich die Diebin mit meinen leiblichen Augen gesehen hatte. Die Morphiumwirkung muß gerade in jener Nacht eine unzulängliche gewesen sein, denn am Morgen erinnerte ich mich deutlich, daß ich eine schwarzgekleidete weibliche Gestalt an meinem Bette gesehen hatte. Ich

Digitized by Google

glaubte mich auch zu besinnen, daß sie sich unter meinem Kopfkissen zu schaffen gemacht habe. Dadurch erst wurde ich veranlaßt, nach der Brieftasche zu suchen und ihr Verschwinden festzustellen. Dunkel kam mir's dann auch noch ins Gedächtnis, daß die nächtliche Besucherin eine schwarze Larve vor dem Gesicht gehabt hatte. Daß ich bei ihrem Anblick nicht um Hilfe gerufen oder nicht versucht hatte sie festzuhalten, erklärt sich wohl aus der Schlafbefangenheit, in der ich mich unter der Wirkung des Morphiums doch noch befand."

Steinrück glaubte den Tieferregten der Verzeihung seiner Verlobten versichern zu dürfen. Aber die Bitte um Vergebung war nicht der einzige Gegenstand des Gespräches zwischen den beiden Männern. Schtschedrin wußte jetzt, daß er auf eine volle Genesung von seinem schweren Nervenleiden nicht zu rechnen habe, und daß er bis an das Ende seines Lebens der ärztlichen Pflege bedürfen würde. Zu den Kenntnissen und namentlich zu der Gewissenhaftigkeit Steinrücks aber hatte er unter seiner Behandlung ein unbegrenztes Vertrauen gewonnen, und so machte er ihm jetzt den Vorschlag, mit dem er sich, wie er sagte, schon seit einiger Zeit getragen habe, und an dessen Kundgabe er nur durch den peinlichen Vorfall mit der Brieftasche verhindert worden sei: Steinrück sollte mit Schtschedrins finanzieller Beihilfe ein eigenes Sanatorium einrichten oder ein solches käuflich erwerben, und er sollte die Verpflichtung übernehmen, seinen stillen Kompagnon dafür in dauernder ärztlicher Behandlung zu behalten.

„Daß Sie Schwester Gertraud so bald als möglich zu Ihrer Frau machen, ist allerdings eine zweite unerläßliche Voraussetzung," fügte er lächelnd hinzu, „denn wenn sie auch später schwerlich geneigt sein wird, sich ausschließlich meiner Pflege zu widmen — ihr liebes,

Digitized by Google

sanftes Gesicht möchte ich doch von Zeit zu Zeit sehen dürfen. Es gab nichts, das so wohltätig auf meine Schmerzen eingewirkt hätte wie ihr Anblick und der beruhigende Klang ihrer weichen Stimme."

Steinrück drückte ihm die Hand, und es hatte nicht den Anschein, als ob er gegen diese zweite Bedingung etwas Wesentliches einzuwenden hätte.

— — — — — — — — — — — — — —

Den Patienten des Rickmersschen Erholungsheims fehlte es während der nächsten Tage nicht an interessantem Unterhaltungsstoff, denn wenn auch die Verhaftung und Wegführung der ehemaligen Buchhalterin und späteren erfolgreichen, vielgesuchten Hoteldiebin Pauline Nielsen ganz unbemerkt geblieben war, so hatte sich ein nachträgliches Bekanntwerden der Vorfälle doch selbstverständlich nicht verhindern lassen.

Als man in den Zeitungen las, daß der Defraudant Roetger bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof in Triest verhaftet worden sei, und als der Oberleutnant v. Lossow nicht umhin konnte, sich nochmals mit seiner durchdringenden Menschenkenntnis zu brüsten, stimmte ihm der Geheimrat Gillmann lächelnd zu.

„Ihre Theorie von der Unmöglichkeit, dem unsichtbaren Netz unserer tausendfältigen Beziehungen zu entschlüpfen, ist jedenfalls unzweifelhaft richtig. Ob einer es geschickt oder ungeschickt anfängt, früher oder später bleibt er doch mit tödlicher Sicherheit in einer Masche dieses großen Netzes hängen. Und das ist, unter uns gesagt, das ganze Geheimnis der oft so bestaunten Erfolge unserer modernen Kriminalpolizei."

Digitized by Google

Der Weltkrieg

Drittes Kapitel

Mit 13 Bildern (Nachdruck verboten)

Unsere der englischen Seemacht an Zahl nachstehende, aber vorzüglich ausgerüstete Flotte hat die Erwartungen, die auf sie gesetzt wurden, in vollem Maße erfüllt. Das Unterseeboot „U 9", geführt vom Kapitänleutnant Otto Weddigen, war es, das zuerst den Engländern einen empfindlichen Verlust beibrachte, indem es zwanzig Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland die drei Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" in den Grund bohrte.

Von den feindlichen Kreuzern bemerkte die „Cressy" in einer Entfernung von ungefähr 300 Metern das Sehrohr des angreifenden Unterseebootes, dampfte darauf los und eröffnete das Feuer. Unbeirrt dadurch, gab „U 9" den ersten Torpedoschuß auf die „Aboukir" ab, die sich auf die Seite legte, so daß die Schornsteine zum Teil in das Wasser tauchten. Die nächsten beiden Torpedoschüsse galten der „Hogue", die im Achterschiff getroffen wurde. Sie sank zuerst; ihr folgte etwa zwanzig Minuten später die „Aboukir". Der erste Torpedo, der auf die „Cressy" abgeschossen wurde, drang in die Steuerbordseite ein, ein zweiter ging fehl, der dritte zerstörte den Maschinenraum. Nach einer halben Stunde sank auch die „Cressy" in die Tiefe.

Die drei vernichteten Kreuzer stammten aus dem Jahr 1900, hatten je 12 200 Tonnen Wasserverdrängung, eine Bestückung von zwei 23,4-, zwölf 15- und zwölf 7,6-Zentimeter-Geschützen und trugen eine Besatzung von je 755 Mann. Über 1600 Engländer verloren das Leben. Das Unterseeboot und seine tapfere Bemannung kehrten unversehrt nach dem Heimathafen zurück. Der Kaiser verlieh dem Führer das

Digitized by Google

Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse, den Mannschaften denselben Orden zweiter Klasse.

Ähnlich erfolgreich betätigte sich das deutsche Unterseeboot „U 23" vor dem Finnischen Meerbusen. Hier standen die russischen Panzerkreuzer „Pallada" und „Bajan" auf Vorposten. Obgleich die Kreuzer sofort das Feuer gegen das Unterseeboot eröffneten, gelang es diesem doch, Torpedo auf die „Pallada" abzuschießen. Infolge einer Explosion, die durch einen der Schüsse auf dem Kreuzer entstand, ging er mit der ganzen Besatzung in wenigen Augenblicken unter. Die „Pallada" war 135 Meter lang und 17,5 Meter breit, besaß eine Wasserverdrängung von 8000 Tonnen und war mit zwei 20,3-Zentimeter-, acht 15,2-Zentimeter- und zweiundzwanzig 7,5-Zentimeter-Geschützen ausgerüstet. Ihre Besatzung belief sich auf 600 Mann.

Phot. der Berliner Illustrations-Ges. m. b. H.
Fregattenkapitän v. Müller,
der kühne Kommandant des Kreuzers „Emden".

Das höchste Lob verdient der kleine Kreuzer „Emden", dessen umsichtiger und tatkräftiger Führer, der Fregattenkapitän Karl v. Müller, den Engländern in den asiatischen Gewässern durch die Vernichtung Dutzen-

Digitized by Google

der von Handelsschiffen einen Verlust von Millionen verursacht hat. In Erinnerung an den ihnen im Burenkrieg so furchtbaren General nannten die Engländer selbst Karl v. Müller den Dewet des Meeres. Er und seine Mannschaften wurden in der gleichen Weise ausgezeichnet wie die Besatzung des Unterseebootes „U 9". Leider hat sich die „Emden" den feindlichen Nachstellungen nicht dauernd entziehen können. Während eine Landungsabteilung zur Zerstörung der englischen Funken- und Kabelstation auf den Kokosinseln im Indischen Ozean ausgeschifft war, wurde die „Emden" von dem australischen Kreuzer „Sydney" angegriffen und durch seine überlegene Artillerie in Brand geschossen. Die deutsche Besatzung, von der in dem heißen Gefecht gegen 200 Mann den Heldentod fanden und 30 verwundet wurden, setzte das kampfunfähige Schiff auf den Strand. Fregattenkapitän v. Müller und Leutnant zur See Franz Joseph Prinz von Hohenzollern blieben unverletzt. Die englische Admiralität hat angeordnet, den Gefangenen alle kriegerischen Ehren zu erweisen.

In der nördlichen Nordsee wurde der englische Kreuzer „Hawke" durch den Torpedoschuß eines Unterseebootes zum Sinken gebracht. Mit der „Hawke" befand sich der Kreuzer „Theseus" auf Wachtposten. Der letztere entzog sich dem deutschen Angriff durch schleunige Flucht. „Hawke", ein älteres Schiff von 7820 Tonnen Wasserverdrängung, wurde mittschiffs getroffen und sank in fünf Minuten. Von seiner 550 Mann betragenden Besatzung entrannen dem Tod nur 48, die von einem Fischdampfer aufgenommen wurden.

Besonders bedeutungsvoll war endlich die Vernichtung des englischen Unterseebootes „E 3" in der Nordsee, eines vollwertigen Fahrzeuges, das wegen

Digitized by Google

seiner Größe fast als Unterseekreuzer bezeichnet werden kann.

Als wichtigstes Ereignis an der Westfront ist die Einnahme der als unbezwinglich gerühmten Seefestung

General v. Beseler,
der Eroberer von Antwerpen.

Antwerpen zu nennen. General v. Beseler, der am 27. April 1850 in Greifswald geboren wurde, hat die Belagerung dieser zweitgrößten Festung der Welt in mustergültiger Weise geleitet.

Durch einen äußeren, einen inneren Fortsgürtel und eine Stadtumwallung geschützt, ist sie gleichwohl den deutschen Truppen in nur zwölf Tagen erlegen.

Digitized by Google

Der Angriff begann von Südosten her mit der Beschießung der Forts Waelhem und Wavre-Saint-Catherine. Sodann wurde Termonde, der bedeutsame Schulterpunkt, der die westliche Fortslinie und die

Promenadenterrasse und Kathedrale in Antwerpen
(im Hintergrund die Kathedrale).

Straße nach Ostende beherrschte, erobert. Hieran schloß sich die Niederkämpfung der Forts Lierre, Waelhem, Koningshoyk und der dazwischen angelegten Redouten, wodurch für den Angriff auf den inneren Fortsgürtel freie Bahn geschaffen wurde. Nach der Beschießung der Forts Kessel und Broechem wurden die Vorberei-

Digitized by Google

tungen zum Überschreiten der Nethe getroffen. Zwar bemühten sich eine englische Brigade und Teile der belgischen Besatzung, das Gelände zwischen der Nethe und dem inneren Fortsgürtel zu behaupten, doch wur-

Phot. der Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Der Hafen von Antwerpen.

den sie unter schweren Verlusten zurückgedrängt. Nach der Einnahme des Forts Broechem gaben dann die feindlichen Truppen die Verteidigung der Nethe auf. Ein heftiger Ausfall aus Antwerpen wurde zurückgewiesen, Fort Breendonk besetzt und außer dem inneren Fortsgürtel die Stadt selbst unter Feuer genommen.

Digitized by Google

Als auch die Forts Schooten und Wyneghem gefallen waren, mußte sich Antwerpen zur Übergabe entschließen. Die Engländer und die Mehrzahl der Belgier zogen noch vor der Kapitulation ab, sprengten aber eine Reihe von Forts, die sie bis dahin noch gehalten hatten.

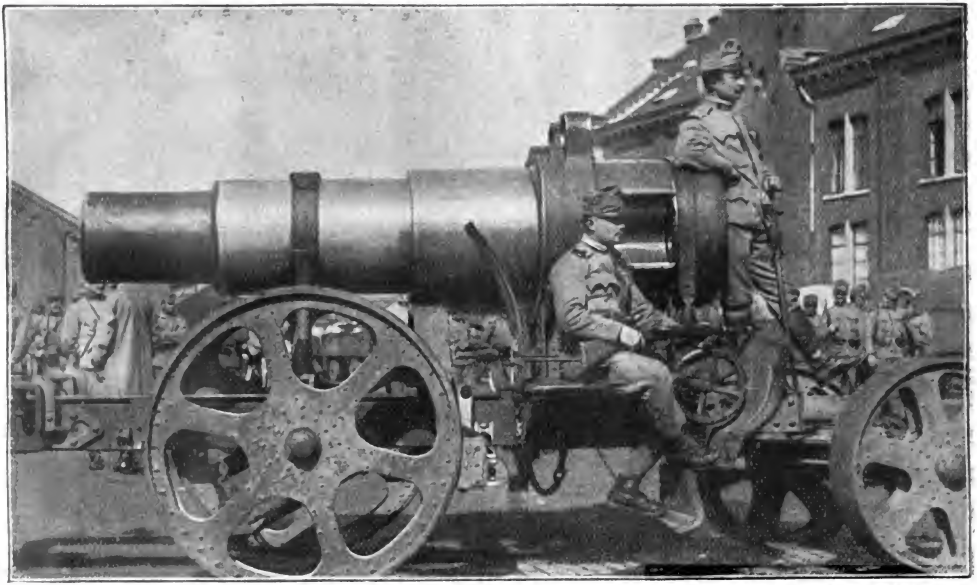
Phot. R. Sennecke, Berlin.

Aussuchen erbeuteter Uniformstücke.

Gegen 30 000 Belgier flüchteten über die holländische Grenze und wurden dort entwaffnet.

Antwerpen hat durch die Beschießung verhältnismäßig wenig gelitten. Nur etwa 200 Häuser wurden zerstört. So blieben auch die herrliche Promenadenterrasse und die Kathedrale, die größte und schönste gotische Kirche in den Niederlanden, deren Bau im Jahre 1352 begonnen wurde, unbeschädigt.

Digitized by Google



Phot. der Vereenigde Fotobureaux in Amsterdam.

Die schweren 30,5-Zentimeter-Mörser der österreichisch-ungarischen Motorbatterien.

Im Hafen fand man sehr bedeutende Getreidemengen, in Lagern und Verstecken Unmengen von Kriegsvorräten, wie Gewehre, Munition und Uniformen, die sehr rasch ausgesucht, verladen und zum Teil schon für unsere eigenen Zwecke verwendet wurden, namentlich die ungeheuren Geschoßvorräte.

Zu dem schnellen Erfolg haben außer den 42-Zentimeter-Geschützen die österreichisch-ungarischen Motorbatterien wesentlich beigetragen. Diese 30,5-Zentimeter-Mörser sind von den Skodawerken in Pilsen erbaut worden. Ein jeder Mörser, der Geschosse im Gewicht von 385 Kilogramm verfeuert, wird durch einen Motorwagen von 100 Pferdestärken auf drei Anhängewagen befördert. Die Anhängewagen sind zur Aufnahme des Rohres, der Lafette und der Bettung eingerichtet. Die Bauart des Mörsers ermöglicht ein sehr rasches Instellungbringen, so daß der Mörser bereits nach 40 bis 50 Minuten schußfertig sein kann. Auch ein Stellungswechsel läßt sich mit Leichtigkeit ausführen. Im Notfall kann der Mörser auch ohne Bettung, beispielsweise unmittelbar von einer Straße aus, schießen. Infolge seiner verhältnismäßig geringen Abmessung findet er ferner überall schnell Deckung und wird so für den Gegner schwer auffindbar. Die Bedienungsmannschaften der Batterien haben eine erstaunliche Treffsicherheit bewiesen, so daß ihnen der Deutsche Kaiser die lobendste Anerkennung aussprach.

Die wichtigste Folge der Einnahme von Antwerpen war, daß die deutschen Truppen bis Ostende vorstoßen und damit den Ärmelkanal erreichen konnten. —

Nach heftigen, tagelangen Kämpfen an der Marne und Vorschiebung noch nicht im Kampf gewesener französischer Truppenmassen gegen die Aisne und Oise hielt es die deutsche Armeeleitung für zweckmäßig, ihren

Digitized by Google

rechten Flügel auf Noyon zurückzunehmen, um so einer Umfassung vorzubeugen. Auf der ganzen Linie von Noyon über Soissons und Reims bis in die Nähe von Verdun entbrannte nunmehr ein mit äußerster Heftigkeit geführter Kampf, der indessen dem französisch-

Bedienungsmannschaft der schweren österreichischen Artillerie.

englischen Heer keinerlei Vorteile von Bedeutung eintrug. Vielmehr erwies sich nicht nur die gewählte, stark befestigte Stellung der deutschen Heeresteile als so günstig, daß alle feindlichen Vorstöße an ihr zusammenbrachen, sondern es konnten dem Gegner hier und dort, wie bei Noyon und Chateau Brimont, auch empfindliche Schlappen beigebracht werden. Die offene

Digitized by Google

Feldschlacht verwandelte sich so mehr und mehr in einen riesigen Artilleriekampf. Ein weit ausholender und bis nach Bapaume hinaufreichender Umgehungsversuch der Franzosen wurde durch die Zurückwerfung mehrerer Divisionen vereitelt.

Gute Fortschritte machte die Einschließung von Verdun. Ausfälle aus Verdun sowie aus Toul wurden zurückgeschlagen, wobei Gefangene gemacht, Geschütze und Maschinengewehre erbeutet wurden. Der Feind mußte seine Stellungen auf dem „Cote Lorraine" genannten Randabfall aufgeben, die Sperrforts Troyon, Les Paroches und Lionville wurden mit sichtbarem Erfolg beschossen und das Fort Camp-des-Romains bei Saint-Mihiel erobert. Ferner wurde Varennes im Osten des Argonner Waldes genommen; in Französisch-Lothringen sowie an der elsässischen Grenze wurden französische Vortruppen nachdrücklich zurückgewiesen.

Während hier an der Südfront die Gegner eine im wesentlichen abwartende Haltung beobachteten, entbrannte der Kampf in Flandern, wo die Engländer ansehnliche Verstärkungen, darunter auch kanadische Hilfstruppen, herangezogen hatten, um so heftiger. In der Umgebung von Nieuport, am Yserkanal und bei Ypern mußten die Deutschen den Feinden in dem überaus schwierigen Gelände Schritt für Schritt den Boden abringen, aber selbst der hartnäckigste Widerstand und eine im großen Maßstabe ausgeführte Überschwemmung konnten sie in ihrem allmählichen Vordringen nicht hemmen.

In Verbindung hiermit wurde von der deutschen Heeresleitung die Offensive bei Lille von neuem aufgenommen, die von dem erfreulichsten Erfolg begleitet war. Trotzdem die frühere Festung als offene Stadt erklärt worden war, schoben die Gegner beträchtliche

Digitized by Google

Kanadische Hilfstruppen.

Phot. Kester u. Co. in München.

Truppenmassen vor, die indessen die Besetzung nicht verhindern konnten. Gegen 5000 Franzosen wurden gefangen, und die zwecklos verteidigte Stadt wurde durch das Artilleriefeuer hart mitgenommen.

Digitized by Google

Die Kathedr

Digitized by Google

Phot. der Berliner Illustrations-Ges. m. b. H.

in Reims.

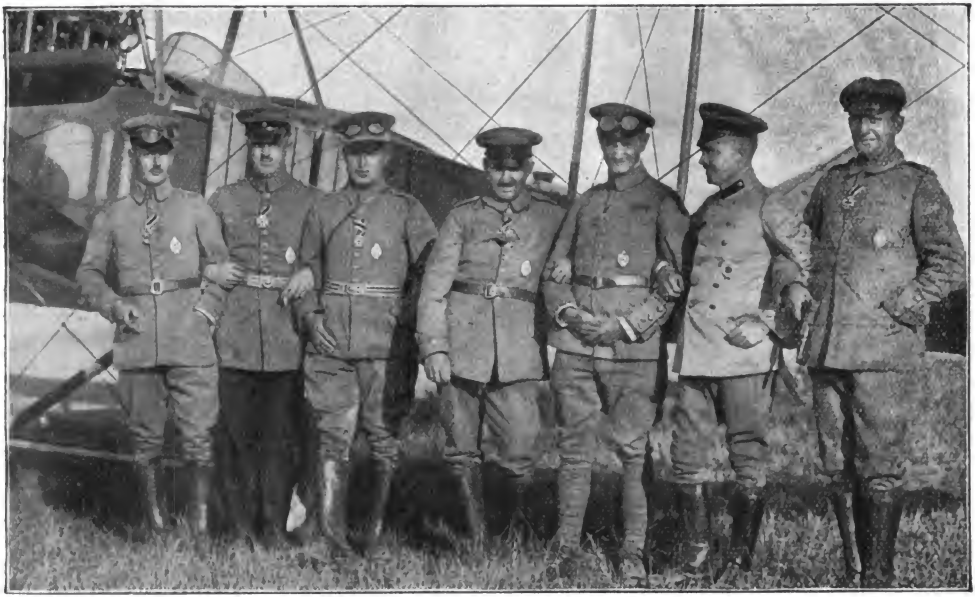
Digitized by Google

Ebenso schlug die Verteidigung von Reims nur zum Schaden des Feindes aus. Mehrere französische schwere Batterien wurden dicht bei der Kathedrale festgestellt und Lichtsignale von einem Turm der Kathedrale beobachtet. Für die Beschädigung des ehrwürdigen Baues durch deutsche Artilleriegeschosse tragen demnach die Franzosen selbst die Schuld.

Vor Antwerpen, in Flandern sowie bei Lille und der sich nach Südwesten anschließenden Front haben unsere Flieger durch Erkundung der feindlichen Stellungen und Bewegungen vortreffliche Dienste geleistet. Einer Anzahl von ihnen wurde das Eiserne Kreuz verliehen. Anderseits wurden den feindlichen Fliegern von den deutschen Truppen eifrig nachgestellt. In vielen Fällen konnten die französischen und englischen Flugzeuge durch die Beschießung vernichtet oder doch wenigstens heruntergeholt werden. So glückte es auch, ein Flugzeug abzuschießen, das von dem Oberst Grey, einem Bruder des englischen Ministers des Auswärtigen, gesteuert wurde, und den Führer selbst gefangenzunehmen. —

Auf dem östlichen Kriegschauplatz strengten die Russen alle ihre Kräfte an, sich der starken österreichischen Festung Przemysl zu bemächtigen. Bei dem beabsichtigten Vormarsch nach Westen mußte es für sie von größtem Wert sein, diesen festen Stützpunkt des Gegners in ihre Hände zu bringen. Nicht weniger als fünf Armeekorps wurden zu seiner Eroberung abgeordnet. Indessen gelangten die Russen bei ihren Stürmen nicht weiter als bis zu den Drahtverhauen und Gräben der äußeren Werke. Die ganze Festung schien ein einziger feuerspeiender Vulkan zu sein, der nach allen Seiten hin Tod und Verderben hinaussandte. Durch die Explosionen der Flatterminen im Vorfeld wurden ganze

Digitized by Google



Phot. H. Benſemann, Hofphotograph in Metz.

Deutſche Fliegeroffiziere, die mit dem Eiſernen Kreuz ausgezeichnet wurden.

Beschießung eines feindlichen Fliegers.

Abteilungen der von ihren Offizieren mit Knute und Revolver vorwärts getriebenen Sturmkolonnen auf ein-

Digitized by Google

mal zerfetzt. Gegen 70 000 Russen fanden vor Przemysl ihr Ende.

Noch während die Festung vergeblich berannt wurde, gingen sechs russische Infanteriedivisionen und eine

Phot. der Photothek, Berlin.

Die Hauptstraße in Suwalki.

Kosakendivision westlich von Jaroslaw vor. In zweitägiger Schlacht warfen die österreichisch-ungarischen Truppen die feindliche Heeresmacht auf die Linie Lancut—Dynow zurück und verfolgten sie bis an den San.

Der Entsatz der Festung Przemysl sowie die Zurücktreibung der Russen aus dem Gebiet von Jaroslaw

Digitized by Google

ermöglichten es weiterhin, die in die Karpathen vorgestoßenen russischen Abteilungen zum Rückzug zu zwingen.

Im Nordosten setzte ein Angriff der neu gesammelten russischen Armee von Grodno in der Richtung auf

General v. Rennenkampf.

Suwalki ein, dem aber die schwachen deutschen Kräfte hartnäckig standhielten. Sie schwenkten dann so weit herum, daß sie mit dem Gesicht nach der deutschen Grenze zu fochten. Um sich Luft zu schaffen, warfen die Russen von Olita her neue Truppen heran, so daß die nun im Rücken bedrohten deutschen Abteilungen herumgezogen werden mußten.

Die neu gebildete deutsche Armee unter General

Digitized by Google

v. Hindenburg rückte in Verbindung mit der österreichisch-ungarischen Armee anfänglich stetig in Russisch-Polen nach der Weichsel vor und drängte die russischen Streitkräfte, die von dem General v. Rennenkampf befehligt wurden, mehr und mehr zurück. Dann aber entwickelten die Russen auf der Linie Warschau—Nowogeorgijewsk frische, überlegene Truppenmassen, die den nördlichen Flügel der Verbündeten gefährdeten.

Infolgedessen wurde eine rückwärtige Bewegung eingeleitet, um hier den Feind in einer günstigen Stellung zu erwarten. Sie wurde nach Südwesten zu gewählt. Der strategische Erfolg dieser Maßnahme war der, daß die Russen, die offenbar mit ihrer Hauptmacht nach Deutschland vorstoßen wollten, gezwungen wurden, von dieser Absicht abzustehen und ihre Angriffsrichtung nach dem südwestlichen Gebiet zu lenken.

Digitized by Google

Mannigfaltiges

(Nachdruck verboten)

Der Ring der Kaiserin Eugenie. — Am 23. Juli 1794 war's, in den letzten Tagen der französischen Revolution. In einer dunklen Ecke des Palais Luxembourg saß eine junge Frau mit verweinten Augen, Josephine Beauharnais, deren Gatte vor wenigen Tagen hingerichtet worden war. Ein gleiches Los befürchtend zog die Unglückliche einen Ring vom Finger, um wenigstens dieses teure Andenken der Mutter zu retten. Sie steckte den Ring unter eine Steinplatte des Fußbodens, die sich leicht heben ließ.

Aber der Tod auf dem Blutgerüst war ihr nicht bestimmt. Der Sturz Robespierres, der vier Tage später auf dem Blutgerüst, auf das er zuvor Tausende von unschuldigen Opfern schleppen ließ, endete, brachte auch Josephine außer Gefahr.

Zwei Jahre spater reichte die schöne Witwe dem General Bonaparte die Hand zum Ehebunde. Während sie mit ihm, der erster Konsul geworden war, das Palais Luxembourg bewohnte, erinnerte sie sich an den verborgenen Ring. In Begleitung ihres Gemahles begab sie sich in das betreffende Zimmer und suchte den Ring wieder hervor. Sie fand ihn ganz unversehrt, wischte den Staub ab und steckte ihn auf den Finger neben den Ehering Napoleons.

Bald thronte Josephine als Kaiserin an der Seite des mächtigsten Herrschers dieser Welt. Der Krieg mit Österreich war gerade zum Ausbruch gekommen, Napoleon mußte ins Feld ziehen und nahm Abschied von seiner Gemahlin. Zärtlich drückte er ihr die zarte Hand.

Da rief er plötzlich verwundert und zugleich entsetzt, auf ihre Hand blickend: „Wo hast du meinen Ring?"

Zu ihrem Schrecken gewahrte Josephine, daß sie an dem Finger nur noch den Ring ihrer Mutter trug, den Ring Napoleons hatte sie verloren. Alles Suchen war umsonst, der Ring nirgends zu finden. Der Kaiser entfernte sich verstimmt.

Der Ausgang dieses Krieges ist bekannt. Durch ihn gewann Napoleon die Hand der Erzherzogin von Österreich — worauf dann die Ehescheidung von Josephine erfolgte.

Achtunddreißig Jahre waren verstrichen. Prinz Louis

Digitized by Google

Napoleon lebte als Verbannter in London mit sehr geringen Aussichten für die Zukunft.

Eines Tages traf er in einer französischen Gesellschaft mit der Gräfin von Montijo zusammen. Die schöne Spanierin machte sofort den lebhaftesten Eindruck auf den Prinzen. Während eines Gespräches mit ihr erblickte er jenen in Verlust geratenen Ring an ihrem Finger und verwunderte sich nicht wenig über diesen ungewöhnlichen Schmuck.

Ganz offen erzählte Eugenie die sonderbare Geschichte dieses Ringes. Im Jahre 1809 war nämlich der Graf von Montijo französischer Offizier und weilte in Paris. Sein Töchterchen, die nachmalige Mutter Eugenies, pflegte sich täglich mit ihrer Gouvernante im Tuileriengarten zu ergehen, wo die Kleine häufig mit den übrigen Kindern spielte. Eines Tages zeigte sie ihrer Gouvernante den goldenen Ring, den sie von einem kleinen Knaben erhalten, der den Ring beim Herumwühlen im Sande gefunden hatte. Sofort kehrte die Gouvernante um, aber der Knabe war nicht mehr aufzufinden. So war denn der Ring in dem Besitze der kleinen Gräfin geblieben.

Sie verheiratete sich später mit ihrem Vetter, dem sie am 5. Mai 1826 Eugenie schenkte. Zum Andenken an diese Begebenheit ließ die Mutter das Datum des 5. Mai in den Ring gravieren, und am Tage ihrer ersten Kommunion erhielt Eugenie den Ring zum Geschenk.

Eugenie zog den Ring vom Finger und reichte ihn dem Prinzen. Auf dem Reifen war der 5. Mai eingraviert, Eugenies Geburtstag und zufällig auch der Todestag Napoleons I. Außerdem sah man darauf auch die Buchstaben J. B. und N. B.

„Ah, der Ehering Josephines!“ rief der Prinz überrascht. „Und wissen Sie auch, wer jener kleine Knabe war, der damals in dem Sande des Gartens spielte? Das war zweifellos ich selbst. Meine Tante, die Kaiserin Josephine, spielte öfters mit mir, und dabei zog ich ihr einmal diesen Ring vom Finger, nahm ihn mit mir in den Garten und habe ihn dort wohl verloren. Ja, ja, es ist kein Zweifel — es ist Josephines Ring!“

Einige Jahre später schwang sich Napoleon auf Frankreichs

Digitized by Google

Kaiserthron — und neben ihm saß als seine vielbewunderte Gattin die Gräfin Eugenie von Montijo. Franz Holzer.

Ein durch Lokomotiven gesperrter Tunnel. — Verschiedentlich haben unsere Feinde die Beförderung der deutschen Truppen

Ein durch Lokomotiven gesperrter Tunnel bei Verviers.

auf den Eisenbahnen der besetzten Landesteile zu erschweren und zu verhindern gesucht. Zu diesem Zweck wurden die Schienen aufgerissen, Brücken gesprengt und Weichen zerstört, indessen wurden die Schäden von den deutschen Verkehrstruppen in kürzester Zeit wieder ausgebessert.

Um einen 400 Meter langen Tunnel bei Verviers für die

Digitized by Google

Durchfahrt der deutschen Militärzüge zu sperren, ließen die Belgier siebzehn der schwersten Lokomotiven in der Tunnelstrecke mit Volldampf aufeinanderfahren. Zur Beseitigung dieses Hindernisses wurden 36 Eisenbahnarbeiter aus der Oppumer Hauptwerkstätte bei Krefeld herbeigeholt. Die entgleisten Maschinen lagen kreuz und quer durcheinander. Mit Hilfe einer Lokomotive wurden bis zum zweiten Tag fünf Maschinen aus dem Tunnel herausgeschafft, worauf ein Gleis freigemacht werden konnte. Man baute neue Schienen ein, so daß am Morgen des dritten Tages die Truppenbeförderung von neuem vor sich gehen konnte. Die Lokomotive, die die umgestürzten Maschinen herausgeholt hatte, wurde mit Grün geschmückt und mit der Aufschrift versehen: „Ich bin ein Preuße." Th. S.

Der „Kalliwalli". — Im Jahre 1860 gelang es dem Orientreisenden Heinrich v. Maltzan, als mohammedanischer Pilger verkleidet, mit genügender Kenntnis aller orientalischen Gebräuche sowie der arabischen Sprache, tief in das nordafrikanische Wüstenland einzudringen. Er lagerte mit den Beduinen zusammen und hatte daher Gelegenheit, am Lagerfeuer den Erzählungen der Araber zu lauschen. Es wurde dabei vorzugsweise Politik getrieben, und zwar in echt orientalischer Beleuchtung.

Eine Hauptrolle in den Erzählungen der Beduinen spielte nun ein gewisser „Kalliwalli", von dem die wunderbarsten und schauerlichsten Geschichten berichtet wurden. Der Reisende war zunächst der Meinung, daß es sich dabei um einen der Beduinenhäuptlinge im Innern des Landes handle, doch erhielt er zu seinem Erstaunen auf die Frage, wo denn dieses Ungetüm hause, die Antwort, daß er in Italien sein Wesen treibe. Bei näheren Umfragen wurde es schließlich klar, daß dieser sagenhafte „Kalliwalli" niemand anders war, als der damals so berühmte Garibaldi.

Beinahe hätte Maltzan durch den unwillkürlichen Drang, den Namen richtig zu stellen, sich verraten, doch besann er sich noch rechtzeitig auf die Gefahr und ließ sich willig die Belehrung gefallen, daß jenes Wesen eben „Kalliwalli" heiße und nicht anders.

Digitized by Google

Was man von diesem Wunderwesen erzählte, klang wie Märchen. So hieß es, er habe kürzlich eine Insel erobert (Sizilien), die ringsum mit Kanonen gespickt gewesen sei. Er ganz allein habe das Heer des Feindes in die Flucht geschlagen und sämtliche Kanonen genommen. Dieser Kalliwalli sei nämlich gar kein Mensch, sondern ein fürchterlicher Dschinn (Dämon), der nur von Zeit zu Zeit zur Erreichung irgend eines größeren Zweckes menschliche Gestalt annehme. Von anderer Seite wurde das zwar bestritten, und ein Ägypter teilte dem aufhorchenden Kreis der Gläubigen mit, daß er in Alexandrien einen höheren Beamten gesprochen habe, der das Scheusal mit eigenen Augen gesehen hatte. Kalliwalli sei zwar ein Mensch, aber eine derartige Mißgestalt, wie es eine solche seit Erschaffung der Welt noch nie gegeben. Er sei so groß, daß ein gewöhnlicher Mensch mit einem Säbel nicht bis an seinen Kopf reichen könne. Sein bloßer Anblick sei allein schon so fürchterlich, daß alle Feinde sofort davon liefen, sowie er sich nur blicken ließe. Er habe einen feuerroten Bart, der bis zum Boden herab reiche, sein Mund gleiche einem Rachen und gehe von einem Ohr bis zum anderen, dazu sei er mit Zähnen bewaffnet, die jene des Ebers an Länge noch überträfen. Seine Augenbrauen glichen den Borsten des Wildschweins, und aus den Augen schlügen ihm Flammen. Zum Frühstück verspeise er mit Vorliebe kleine Kinder, die übrigen Mahlzeiten beständen aus dem Fleische der erschlagenen Feinde. Am meisten Schrecken flöße er ein durch sein rotes Hemd, das täglich in das Blut abgeschlachteter Feinde getaucht würde, so daß jeder auf den ersten Blick sehe, welches Schicksal ihm bevorstünde, und daß ihm nichts anderes übrig bliebe, als in schleunigster Flucht sein Heil zu suchen.

Nun, ganz so schlimm war der „Kalliwalli" wohl doch nicht, denn unsere tapferen Krieger liefen 1870 vor seinem Bluthemd nicht davon, wurden auch nicht von ihm abgeschlachtet und gefressen. A. M.

Falschmünzerei im großen. — In England, ganz besonders aber in London selbst, nahm Ende des 18. Jahrhunderts die Falschmünzerei eine solche geschäftsmäßige Ausdehnung an, daß dem Staat und den öffentlichen Münz- und Bankinstituten

Digitized by Google

unberechenbarer Schaden zugefügt wurde. Und es ist kein Zufall, daß diese durch die skrupellose Banknotenwirtschaft des berühmten englischen Ministers Pitt begünstigte verbrecherische Industrie zeitlich mit dem Gewaltakt zusammenfiel, durch den Pitt der englischen Bank die Einlösung ihrer Banknoten in Bargeld verbot. Das vom Publikum ersehnte Bargeld wurde nun durch die Falschmünzer beigebracht, die nicht nur Guineen und halbe Guineen in Gold, sondern auch Krontaler und Schillinge in Silber in Kurs setzten, die so meisterhaft nachgeahmt waren, daß selbst Fachleute sich täuschen ließen.

Die genialen Verbrecher, die meist aus Graveuren und Münzprägern bestanden und ihren bestimmten Kundenkreis hatten, der sich aus Hausierern, Pferdehändlern, Wirten, Marktleuten, Lotterieeinnehmern, Spediteuren, Fischhändlern und Zolleinnehmern zusammensetzte, fabrizierten auf Bestellung und zur Ausfuhr auch belgisches, holländisches, französisches und deutsches Geld in Gold und Silber, namentlich preußische Taler und türkische Piaster. Das ausländische Falschgeld wurde besonders an Börsenmakler und Exportfirmen in der City zur Hälfte des Kurswertes im großen abgesetzt, die dann das Festland mit ihren Fälschungen durch ein Heer von Agenten überschwemmten. Nach der Aufstellung des Richters Colquhoun gab es im Jahre 1794 mehr als hundertfünfundzwanzig solcher „Geldhändler", die alle einen großen Kreis von Groß- und Kleinabnehmern hatten.

Danach läßt sich ungefähr berechnen, welch ungeheure Summen falschen Geldes damals in London geprägt, in Kurs gesetzt oder außer Landes geschafft wurden. Fast kein Frachtwagen, ja fast keine Postkutsche fuhr damals aus London ohne einige Säcke oder Fässer mit falschem Geld, das entweder nach den Seehäfen oder den großen englischen Industriestädten bestimmt und von dort bestellt war, wie Tee, Tabak oder Porter und Ale und jede andere ehrliche Ware sonst auch.

Es ist unglaublich, aber historisch festgestellt, daß dieser gefährliche Handel unter den Augen der Polizei eine solche Ausdehnung annehmen konnte. Das war nur möglich, weil die unteren Polizei- und Zollbeamten mitbeteiligt waren, und weil

Digitized by Google

das große Publikum sich gar kein Gewissen daraus machte, den „Racker Staat“ seiner damaligen Banknotenwirtschaft wegen ganz gehörig über den Löffel zu barbieren.

Die Geschichte klingt operettenhaft, und operettenhaft war auch ihr Ausgang. Denn die Aufdeckung dieser großartig organisierten Industrie mit falschem Geld erfolgte dadurch, daß man eines schönen Tages — es war im November 1797 — in Newgate, dem Londoner Zuchthaus für die schwersten Verbrecher, eine Falschmünzerwerkstatt entdeckte, in der mehrere Gefangene falschen Münzen, die in einer der Londoner Geldfabriken hergestellt und nach Newgate hineingeschmuggelt worden waren, durch Politur das Aussehen echter gaben. Die Entdeckung geschah durch die Unvorsichtigkeit eines der Falschmünzer, der seinen Schmelztiegel umwarf und einen Brand verursachte.

Bei der darauf eingeleiteten Durchsuchung sämtlicher Zellen fand man auch eine Niederlage der Falschmünzer und ein Verzeichnis der Kunden, die nach Newgate zu pilgern pflegten, um für einen guten Schilling zwei falsche zu kaufen. Dies Verzeichnis wurde sofort der Staatsanwaltschaft übergeben, und nun begann nach mehrjähriger Untersuchung das Hängen der am meisten belasteten Übeltäter, einiger dreißig an der Zahl. Die anderen wurden stillschweigend übergangen. Und das war auch gut so, sonst hätte halb London mit des Seilers Töchterlein Hochzeit feiern können. W. F.

Belohntes Zutrauen. — Als Sultan Soliman II. im Jahre 1521 die Stadt Belgrad erobert hatte und sich auf den Rückweg nach Konstantinopel machte, warf sich ihm ein altes Weib zu Füßen und beklagte sich bitterlich über des Sultans Soldaten. „Sie haben mir alles, alles weggenommen, was ich besaß, während ich schlief!“

Lächelnd erwiderte Soliman der Alten: „Da mußt du aber doch sehr fest geschlafen haben, wenn du von dem Lärm bei der Plünderung deines Hauses nichts gehört haben willst!“ und wollte weiter reiten.

Doch da rief ihm die Frau nach: „Freilich schlief ich fest und ruhig, denn ich glaubte, daß du, edler Kaiser, für mich mit wachen würdest!“

Digitized by Google

Der Sultan schwieg betroffen und entließ die Matrone reich beschenkt. Ad.

Die deutsche Kriegskost ist am nahrhaftesten, das hat der Militärarzt Dr. Angelow festgestellt durch eine vergleichende Nährwertberechnung der Kriegskost der verschiedenen Armeen. Danach enthält die Kriegskost durchschnittlich folgende Bestandteile:

	Rußland	Frankreich	Deutschland	Österreich
Eiweiß . .	160	104	117	150
Fett . . .	82	81	87	105
Kohlehydrat .	587	418	647	527

Rechnet man das in Kalorien um, so ergibt sich:

Kalorien . .	3488	2684	3748	3332

Können uns diese Feststellungen auch von neuem zur Gewißheit machen, daß für unser Heer nach Kräften gesorgt ist, so wollen wir dabei doch nie vergessen, daß ein Feldzug ohne Strapazen und Entbehrungen undenkbar ist, und daß die schönsten „Kalorien" nichts nützen, wenn die Proviantkolonnen einmal durch feindliches Feuer von den im Kampf stehenden Truppen getrennt werden. Dr. O. G.

Ein Soldat aus der alten Schule. — Über den Originalitäten der Blücher und Wrangel, die sich bekanntlich nicht zuletzt durch die von beiden beliebte Mißhandlung der Sprache in Wort und Schrift sinnfällig machten, hat man den „alten Peteri" schier vergessen. Der war ums Jahr 1825 Kommandant der Festung Spandau und bekannt als ein ebenso eifriger, König und Vaterland mit Gut und Blut ergebener Soldat, wie als überaus originell in seiner Ausdrucksweise.

Es haben sich Schriftstücke von ihm erhalten. Dazu gehört seine klassische Anordnung über die Beerdigung eines verstorbenen Soldaten: „Der morgende Tote wird in weiße Hosen begraben." Oder auch sein Kommandanturbefehl: „Alle Hunde vom Feldwebel abwärts müssen aus die Kasernen entfernt werden."

Einmal wollte der alte General einen eigenhändig geschriebenen Bericht an König Friedrich Wilhelm III. absenden; sein Adjutant liest ihn und wagt, den Kommandanten auf einige

Digitized by Google

orthographische Fehler aufmerksam zu machen mit der Frage, ob sich nicht eine Abschriftnahme unter Berichtigung empfehle. Doch Peteri gibt ihm zur Antwort: „J bewahre, mein lieber Freund, das wissen Seiner Majestät sehr gut. Seitdem mir die Franzosen in den rechten Arm jeschossen haben, kann ich nich mehr ottojraphisch schreiben!“ Ad.

Die französische Regierung in Bordeaux. — Um nicht etwaigen Aufständen der Pariser Bevölkerung ausgesetzt zu sein, hat es die französische Regierung für angebracht erachtet, die Landeshauptstadt zu verlassen und sich nach Bordeaux zu begeben. Bordeaux zählt gegen 250 000 Einwohner und liegt in einer weiten Ebene am linken Ufer der Garonne. In den ausgedehnten neueren Stadtteilen weist Bordeaux viele geschmackvolle Plätze und Promenaden sowie eine Reihe von Prachtbauten auf, die überwiegend aus der Zeit Ludwigs XV. stammen.

Meisterwerke der Gotik sind die von zwei schlanken Türmen eingefaßte Kathedrale St.-André und die Kirche St.-Michel mit ihrem getrennt stehenden Glockenturm. Von öffentlichen Gebäuden architektonischer Bedeutung sind hervorzuheben der Justizpalast, das große Theater, in dem 1871 die Nationalversammlung tagte, und das einen weiten Hof umschließende Rathaus, das unsere nebenstehende Abbildung zeigt.

Hier ist gegenwärtig der Sitz der französischen Regierung mit den verschiedenen Ministerien. Seine Privatwohnung hat Präsident Poincaré im Präfekturgebäude genommen, während der Kriegsminister Millerand das Korpskommando bezogen hat.

Bordeaux ist in erster Linie überseeische Handelsstadt, da noch Schiffe von 8 Meter Tiefgang in seinen Hafen gelangen können, obgleich die Mündung der Garonne in den Atlantischen Ozean 98 Kilometer entfernt ist. Th. S.

Eine merkwürdige Doktorpromotion. — König Friedrich Wilhelm I. von Preußen war im Jahre 1719 von einem hartnäckigen Fußübel befallen worden. Als sich alle ärztliche Hilfe dagegen als vergeblich erwies, ließ der König den als tüchtigen Meister in seinem Fache bekannten Regimentsfeldscher des sechsten Infanterieregiments Brandhorst kommen, der nach eingehender Untersuchung sofort erklärte, es sei unter allen Um-

Digitized by Google

Verl. Berliner Illustrations-Ges. m. b. H.

Das Rathaus in Bordeaux, der gegenwärtige Sitz der französischen Regierung.

ständen eine Operation nötig. Davon wollte der König jedoch nichts wissen und zog von neuem die ersten Berliner Ärzte zu Rat, die, mit der Abneigung des Königs gegen einen operativen Eingriff bekannt, fortfuhren, Salben und Umschläge zu verordnen.

Jedoch verschlimmerte sich das Übel derart, daß der hohe Patient an das Bett gefesselt wurde, keine Kleinigkeit bei dessen lebhaftem Temperament.

Wieder wurde Brandhorst an das Krankenlager berufen, der diesmal sofortige Operation forderte, da der Brand eintreten könnte, der dann das Leben des Königs in Gefahr brächte. Diesem blieb nichts mehr anderes übrig, als sich dem Messer des jungen Chirurgen anzuvertrauen, doch bedeutete er ihm, daß er auf alle Fälle mit Kopf und Kragen für das Gelingen hafte, und ermahnte ihn auch dringend, dafür zu sorgen, daß die Schmerzen nicht zu heftig seien.

Letztere Mahnung war nicht so sehr überflüssig, wenn man an den Stand der ärztlichen Wissenschaft vor zweihundert Jahren und die damals übliche Art der Wundbehandlung denkt.

Der junge Feldscher ging kaltblütig ans Werk, und unter seiner sicheren Hand verlief die Operation rasch und zufriedenstellend. Anderen Tages jedoch stellten sich Schmerzen und Wundfieber ein, die den sehr leicht erregbaren König aufs höchste aufbrachten. Gereizt befahl er, ein Paar Pistolen zu laden und bereitzulegen, um bei weiterer Verschlimmerung seines Zustandes den verantwortlichen Brandhorst niederzuschießen.

Doch verschwanden die Schmerzen ebenso rasch wieder, es trat sichtlich Besserung ein, und die Heilung der Wunde verlief verhältnismäßig schnell. Der Patient erhielt seine gute Laune wieder.

Nachdem der König vollständig hergestellt war, berief er seine Berliner Ärzte nebst dem Regimentsfeldscher Brandhorst ins Schloß. In seinem Gemach mußten die ersteren einen Kreis bilden, in diesen ließ er den jungen Feldscher treten, setzte ihm seinen eigenen Hut auf den Kopf mit den Worten: „Hiermit kröne ich Euch, Regimentsfeldscher Brandhorst, zum Doktor. Ihr allein seid der wahre Doktor!“ Dann meinte er zu den

Digitized by Google

etwas verblüfften Ärzten: „Und Ihr schert Euch allesamt nach Hause!“ A. M.

Der noble Mani. — Daß der „Mani“, wie im Berner Oberlande der Bär, das Berner Wappentier, heißt, ein besonders gutmütiges Vieh sei, wird ja namentlich von der braunen Spezies häufig behauptet. Gemeinhin ist er, auch im gezähmten Zustande, ein Raubtier von gefährlicher Tücke.

Ein Fall, gerade aus der Geschichte des historisch berühmten Bärenzwingers zu Bern, scheint dem allerdings zu widersprechen. Hatte da dieser Zwinger einen schon lange Jahre dienenden greisen Wärter, der mit den Bären, namentlich mit dem männlichen, sozusagen auf dem Duzfuße stand, wenn auch nur durch das schwere eiserne Fallgitter hindurch, das den Zwinger von dem eigentlichen Bärenstall trennte. Dieses Fallgitter war von der Außenseite der Stalltür aus durch einen über eine Rolle führenden Strick zu öffnen, so daß die Bären in den Stall konnten, um sich ihr Futter zu holen, sobald der alte Wärter den Stall verlassen hatte.

Eines Tages nun hatte der Alte das Futter auch wieder in den Stall gebracht, dem großen männlichen „Mani“ seinen Lieblingsleckerbissen, gelbe Rüben, durch das Gitter geschoben. Dann verließ er den Stall, zog von außen das Fallgitter auf und schritt die Treppe zu seiner darüberliegenden Wohnung hinauf. Plötzlich fiel ihm ein, daß er ja die Tür zum Stall nicht verriegelt habe, so daß sie nur angelehnt sei. Erschrocken wendete er sich um, das Versäumte nachzuholen und — sieht wenige Schritte vor sich den riesigen männlichen Bären gravitätisch aufgerichtet die Treppe emporsteigen. Der Alte hatte, weil schwerhörig, sein Brummen nicht vernommen, das jedoch noch ganz gutmütig und wohlwollend klang.

Dicht hinter dem Bären freilich folgte auf dem Fuße die Bärin, die augenscheinlich tückisch an ihrem fast den ganzen engen Treppenschacht ausfüllenden Eheherrn vorbeizukommen suchte, um den Wärter zu fassen. Es war ein entsetzlicher Anblick für den Alten, der an Flucht vor lähmender Angst gar nicht einmal dachte.

Diese Angst aber gab ihm ein Besänftigungsmittel ein, das

Digitized by Google

seltsam, ja kindisch erscheinen mag, aber doch in diesem Augenblicke half. Mit vor Aufregung zitternder Stimme hielt er nämlich seinem „lieben Mutzen", seinem „Mani" eine eindringliche Rede, zählte alle die vielen Wohltaten auf, die er ihm erwiesen, insonderheit die zahllosen „Rüebli", die er ihm gespendet und schloß mit der Mahnung: „Lueg, Mani, du bist d'r undankbarst Bursch von d'r Welt, wenn d' di jetzt nit abemachst!"

Und das Schwergewicht dieser moralischen Vorhaltungen wirkte in der Tat auf den „Mani". Auf der Stelle machte das riesige Tier kehrt und stapfte wieder die Treppe hinab.

Damit war aber das böswillige Weibchen gar nicht zufrieden, sondern es versuchte zähnefletschend, sich an dem Herrn Gemahl vorbeizudrängen. Nun herrscht aber, das weiß man, im Bärengeschlecht nichts weniger als große Galanterie, und die Herren halten ihre lieben Frauen energisch an der Kandare. Meister Petz erhob denn auch ein übles Brummen, holte aus und verabfolgte seiner Eheliebsten eine solch kräftige Ohrfeige mit seiner Pranke, daß die Bärin kopfüber die Treppe hinunter und gleich durch die offenstehende Tür in den Stall kollerte. Dahin begab sich auch sofort der Ehemann, während der an allen Gliedern zitternde Wärter die Tür hinter seinen beiden Pfleglingen schloß.

Der „noble Mani", der bei dieser Gelegenheit eine so prächtige Rolle spielte, steht heute ausgestopft im naturgeschichtlichen Museum zu Bern. O. Th. St.

Das verunglückte Geburtstagsgeschenk. — Im Jahre 1865 stand der später als Dichter weit berühmt gewordene Detlev v. Liliencron als junger Offizier in dem kleinen Posenschen Landstädtchen Rawitsch. Er langweilte sich mörderlich und war selig, als eine fliegende Theatertruppe sich in dem Ort für längere Zeit einquartierte.

Besonders die hübsche Soubrette tat es dem leicht entzündlichen Leutnant an, und er machte ihr den Hof nach allen Regeln der Kunst. Da wünschte sie sich zu ihrem Geburtstag ein Klavier für ihre Singübungen, und obwohl Liliencron schon damals kein Geld hatte, zögerte er keinen Augenblick, ihr diesen Wunsch zu erfüllen. In Rawitsch war keines zu haben, so bestellte er es in Breslau.

Digitized by Google

Die Eisenbahn berührte nun damals das Städtchen noch nicht, also kam das Klavier auf einem Frachtwagen angerückt. Doch als man es drei Stockwerk hoch in die Wohnung der glücklichen Schönen bringen wollte, erwiesen sich die Treppen als zu eng. Nun war guter Rat teuer. Man wand es endlich an Seilen von der Straße in den dritten Stock hinauf, und halb Rawitsch schaute diesem merkwürdigen Ereignis zu.

Zum Glück hielt die Polizei die Gaffer in respektvoller Entfernung. Denn als das Instrument die notwendige Höhe fast erreicht hatte, rissen die Seile und das schöne Geburtstagsgeschenk zerschellte unten in tausend Stücke. Die ganze Stadt lachte, und Liliencron hatte nicht nur die teure Rechnung zu bezahlen, sondern auch die tollsten Neckereien zu ertragen. C. B.

In französischer Gefangenschaft vor zweihundert Jahren. — Ein preußischer Fähnrich, der am 3. September 1703 in der bei Höchstädt während des spanischen Erbfolgekrieges geschlagenen Schlacht am Knie verwundet wurde und in französische Kriegsgefangenschaft geriet, hat in einem längeren Bericht die Geschichte seiner Leiden und Drangsale geschildert.

Schon auf dem Schlachtfeld begann das Leiden des Fähnrichs. Die französischen Troßbuben plünderten ihn und die anderen Verwundeten vollständig aus „und belustigeten sich damit, sie mit Peitschenhieben zu traktieren". Dann wurden die völlig erschöpften Leute „wie das liebe Vieh mit Schlägen und Stößen zusammengetrieben und gegen fünf Uhr in Marsch gesetzt". Der Marsch dauerte die ganze Nacht hindurch. Erst am Morgen wurde eine Ruhepause gemacht und den Gefangenen erlaubt, ihren Durst in den Straßengräben zu löschen.

Die Gefangenen, neunhundert an der Zahl, lebten unterwegs von dem, was ihnen die mitleidigen Bauern zusteckten. Am 26. September erreichten sie Ulm, wo sie, um später beim Triumphzug des Marschalls Villars mitzuwirken, festgehalten wurden. Die Ulmer strömten herbei, um die Unglücklichen, denen die Sieger nichts reichten, zu speisen und zu tränken.

Diese Freude war aber von kurzer Dauer. Denn schon um acht Uhr wurde unter Trommelschlag und Trompetenschall ausgerufen, „daß jeder Bürger, der sich fürder noch erfrechen

Digitized by Google

würde, den feindlichen Gefangenen irgend eine Unterstützung zukommen zu lassen, mit Gefängnis und hundert Dukaten Geldstrafe bestraft werden würde". Die Ulmer, namentlich die Frauen und Mädchen, wurden „mit Stößen und Schlägen gar übel traktiret und gewaltsam fortgeschicket".

Endlich traf der Marschall Villars an der Spitze seiner Truppen ein und hielt, gefolgt von den Gefangenen, seinen Einzug in die Stadt. Am Abend fand Illumination statt, „die Nacht durch war großer Soff und Ergötzlichkeit unter den Soldaten, während wir in den Wällen hungernd und frierend auf der bloßen Erde lagen".

Bald wuchs die Zahl der Gefangenen auf zweitausendvierhundert Mann an, was zur Folge hatte, daß das Elend der Unglücklichen so groß wurde, daß sie sich „denn endlich nicht weiter zu helfen wußten, und alle so erschröcklich und heftig zu schreien und zu weinen anfingen, daß man es in Ulm gleich wie das Hundegeheul hat hören mögen. Dieß öffnete nun denen guten Bürgern von Ulm das Herz insoweit, als sie, des strengen Verbots ungeachtet, ganze Züber und Kufen von Suppe und Brod herbeischleppten und die Ranzen füllten, die wir kläglich aus den Fenstern herunterhingen. Da gab es ein Raufen, wer etwas erhielt; und die Armen, die krank und jämmerlich an dem Boden herumlagen, bekamen nicht eher was, bis die Gesunden satt waren. Nach ungefähr vierzehn Tagen wurden wir was besser verpflegt. Man ließ uns Brod zukommen und gab auch manchmal warme Suppe und eine warme Speise. Aber die Kranken und Verwundeten hatten deßhalb nicht die geringste Pflege. Sie starben auch in großer Zahl, was dem Feinde sehr willkommen schien! Einige hatten auch versucht zu desertiren, indessen wurden sie fast alle wieder eingefangen und nach Ulm abgeliefert. Einer von ihnen, ein Münsterischer, der zwei Stunden nach seiner Ankunft elendiglich starb, wollte nur ein wenig Stroh zum Schutz vor der grimmigen Kälte mit von dem Wagen nehmen, aber der Platzmajor, der an der Thüre stand, riß das Stroh dem Kranken mit solchem Grimm aus den Armen, daß es einen Tiger selbst hätte erbarmen mögen. Bei zunehmender Kälte rissen auch die Krank-

Digitized by Google

heiten und der Jammer mehr unter uns ein, so daß wir von Pestgestank, Ungeziefer und Ratten uns nicht mehr zu helfen wußten."

Unser Fähnrich bestätigt, daß „sie alle elendiglich verkommen wären", wenn die braven Ulmer sich ihrer nicht mit allen Kräften angenommen hätten. Die Lage der Gefangenen wurde erst besser, als der König von Preußen im Dezember 1703 dem französischen Marschall mit strengsten Repressalien drohen ließ. Befreit wurde unser Fähnrich erst nach dem großen Sieg des Prinzen Eugen am 13. August 1704. W. F.

Die großen Ochsen. — Ein zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verstorbener Admiral der englischen Flotte, der in der Marine bekannt war wegen seiner Grobheit, befehligte einst ein Kreuzergeschwader im Ausland. Dem Admiral war von seiner vorgesetzten Behörde aufgegeben worden, versuchsweise afrikanische Rinder zu kaufen, diese an Bord schlachten zu lassen, um in die Verpflegung der Offiziere und Mannschaften eine wünschenswerte Abwechslung durch Verabreichung frischen Fleisches zu bringen. Über diese Einrichtung, die sich ausgezeichnet bewährte, war natürlich peinliche Rechnungsführung gefordert, die sich auch vorschriftsgemäß über die Verwendung der Häute der geschlachteten Rinder zu erstrecken hatte. Für den Bordgebrauch konnte das Leder sehr gut verwendet werden, und der Admiral berichtete entsprechend an das Marineamt, daß man das Leder der zwölf Ochsen, die zunächst geschlachtet worden waren, zur Anfertigung verschiedener Dinge an Bord verbraucht hätte.

Vom Marineamt ging auf diesen Bericht hin eine Verwarnung an den Admiral dergestalt ab, daß aus zwölf Ochsenhäuten viel mehr hätte herausgewirtschaftet werden können.

Worauf der Admiral kurz zurückberichtete: „In Afrika gibt es leider keine so große Ochsen wie in London." M.

In einem kühlen Grunde. — Was Joseph v. Eichendorff vor den übrigen Vertretern der romantischen Dichterschule auszeichnet, ist das echt Volkstümliche seiner Lieder. Sie vereinigen in sich die sangbare Form, die keusche Einfachheit mit tiefem Gemütsgehalt, der sich wechselweise mit einem wundersamen Naturgefühl in innigste Beziehungen setzt.

Digitized by Google

Zu Eichendorffs sinnigsten Liedern von volkstümlichem Klang gehört „Das zerbrochene Ringlein“:

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei —

lauten die beiden ersten Strophen.

Eine verwandte Stimmung durchzieht unser diesjähriges Kunstblatt „In einem kühlen Grunde“. Im herbstlich gefärbten Tal, in dem das Mühlrad rauscht, rastet gedankenverloren ein Wanderer. Das anheimelnde Kunstblatt, das wir darbieten, ist ein nach dem Gemälde von L. Schultheiß mit fünfzehn Farbplatten angefertigtes Ölfarbendruckbild von gemütvollstem Reiz.

Seine trauliche Sinnigkeit stempelt es zu einem trefflichen Geschenk für das Weihnachtsfest und einem anmutigen Wandschmuck für das Familienzimmer. Jedem Leser und Kunstfreund steht es für den äußerst wohlfeilen Preis von nur 1 Mark zur Verfügung. Th. S.

Auf entgegengesetzten Seiten. — Oliver Cromwell, der nach der am 30. Januar 1649 erfolgten Hinrichtung des Königs Karl I. von England zum lebenslänglichen Lordprotektor der Republik ernannt worden war, hatte neue Münzen schlagen lassen, die auf der einen Seite die Inschrift „Gott mit uns“ und auf der anderen die Worte „Die Regierung Englands“ zeigten.

Ein alter britischer Edelmann, der wie viele andere Lords ein heftiger Gegner Cromwells war, rief, als er diese neuen Münzen betrachtete, in sarkastischem Tone aus: „O weh! Gott und die Regierung Englands stehen also auf entgegengesetzten Seiten.“ J. Wn.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Die Bücher der Frau.

Eine Sammlung des Notwendigen, Praktischen und Schönen für die gebildete Frauenwelt.

Vollständig in 10 eleganten Leinenbänden. **Jeder Band 4 Mark.**

Die Sammlung umfaßt alles das, was der Frau von heute nützlich und wertvoll sein kann. So bilden „Die Bücher der Frau" eine moderne Enzyklopädie und sind gewissermaßen „der eiserne Bücherbestand der Frau von heute". Die neue Sammlung wird nicht alte Bahnen wandeln. Ganz auf der Höhe der Zeit stehend, durchdrungen von dem Fortschritt unserer Tage, wird sie über alle die Gebiete eingehende Information ermöglichen, denen das Hauptaugenmerk unserer Frauen zugewendet sein soll. In den einzelnen Bänden spricht sowohl der Arzt, wie die umsichtige moderne Hausfrau und Mutter, die Dame der Gesellschaft und die schöngeistige Frau, wie die erfahrene Köchin.

Bis jetzt erschienen:

Billiges Haushalten. Zeitgemäßes, Erprobtes und Bewährtes. Von Bernhardine Schulze-Smidt.

Mit wenigem gut haushalten ist eine Kunst, deren sich unsere Frauen stets gern befleißigen, die aber in der Gegenwart ihren ganz besonderen Wert erhält. Und da in solchen Dingen „grün allein des Lebens goldner Baum" ist, ließen wir den Band von einer deutschen Frau bearbeiten, die wirklich von ihr selbst Erprobtes und Bewährtes aus dem Schatze reicher Erfahrung schöpfen und bieten kann.

Die Frau, was sie von Körper und Kind wissen muß.

Von Dr. **W. Liepmann,** Privatdozent an der Kgl. Universität in Berlin, Frauenarzt. 2 Bände. Mit vielen Abbildungen und Tafeln.

Das Werk bietet die wissenschaftlich und durch praktische Erfahrung begründete Anweisung über alle diejenigen Angelegenheiten, welche mit der Bestimmung der Frau als Gattin und Mutter zusammenhängen. Es bildet einen Ratgeber in den wichtigen Lebensfragen, über die leider oft auch sonst gebildete und erfahrene Frauen zu wenig wissen; es ist geeignet, Schaden zu verhüten und die Frau in ihrer Aufgabe als Hervorbringerin einer gesunden und tüchtigen Generation, als Glück und Wohlbefinden um sich verbreitende Genossin des Mannes zu beraten und zu fördern. Glaube niemand, in allen Dingen auch ohne ein solches Buch Bescheid zu wissen. Die ärztliche Praxis beweist täglich, wieviel leider fast überall gefehlt und versäumt wird, welche Nachteile bei richtigem Verständnis gegenüber den Dingen hätten vermieden werden können. Vorbeugung ist auch in gesundheitlichen Fragen wichtig und dankbar. Darum: Wem daran liegt, sich und den Seinen eine ungetrübte Lebensfreude zu sichern, der scheue die Anschaffung des Werkes nicht, sie wird sich hundertfach bezahlt machen.

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Gute Jugendbücher.

Das Neue Universum.

35. Band. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, sowie Reiseschilderungen, Erzählungen, Jagden und Abenteuer. Ein Jahrbuch für Haus und Familie. Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung: **„Häusliche Werkstatt."** 474 Seiten Text mit 454 Abbildungen und Beilagen. Elegant gebunden 6 Mark 75 Pf.

Ein für Haus und Familie, wie besonders auch für die reifere Jugend geeignetes Jahrbuch, das die bemerkenswertesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten behandelt, außerdem Reisebeschreibungen, Jagd- und Abenteuergeschichten in großer Auswahl enthält. Sehr nützlich ist der unter dem Titel „Häusliche Werkstatt" zur Selbstbeschäftigung anleitende Anhang.

(Straßburger Post.)

Aus der Erzählung: „Ein Nordseeadmiral."

Der Gute Kamerad.

Illustriertes Knaben-Jahrbuch. Band 28. Ein 828 Seiten starker Quartband mit vielen Illustrationen und 17 Kunstbeilagen. Elegant gebunden 10 Mark.

„Der Gute Kamerad" kann auch als Zeitschrift in 52 wöchentlichen Nummern bezogen werden. Preis vierteljährlich 2 Mark.

Das Buch verdient in der Tat seinen Namen. In ihm haben alle Gebiete der Naturgeschichte, der Technik, des Sports und der Weltgeschichte Berücksichtigung gefunden. Wir können dem Werke nur unsere besten Empfehlungen mit auf den Weg geben. (National-Zeitung, Berlin.)

Zwischen zwei Meeren.

Eine Erzählung für die reifere Jugend von **Kurt Kemberg.** Mit einem Titelbild und 25 Textillustrationen von A. Wald und einer Karte von Feuerland. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Aus dem Inhalt: Eine Einladung nach Feuerland. Auf weltentlegenem Posten. Biederwolfs Strandabenteuer. Allerlei Sprachversuche. Im Walde des Schweigens. Auf nach Kap Hoorn. Beim Tekenikastamm. Ein unerwarteter Angriff. Eine lehrreiche Bergpartie. Bei alten Freunden. Neue Verbündete usw.

Neue Beschäftigungsbücher.

Der junge Maschinenbauer.

Eine Einführung in die Elemente des Maschinenbaus und Anleitung zur Herstellung kleiner Modelle. Bearbeitet von **Eberhard Schnetzler.** Mit 370 Abbildungen. Elegant gebunden 6 Mark.

Chemisches Experimentierbuch für Knaben.

Praktische Einführung in das Studium der Chemie auf Grund leicht ausführbarer Versuche. Von Dr. **O. Nothdurft.** Mit 152 Abbildungen. Elegant geb. 4 Mark 50 Pf.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 012 133 125

Union De

Haus E

„Haus
Georg Hart
scharf umri
Milieuschilf
mals das
In vorneh
dieser Rom
die Schicksal
einander ve
weit ausein
Konflikte ge
sie die Fede

Die Ro

von H

Das Ki

stratio
„Das
bezoge
Es gib
die in dem

Der Ju

heitere
schichte
mehrfa

Ein ta

illustr
Inha
im Sonne
daheim.
und Fried

Sause

gebun
Die
gerne hat
aber mit

Deutsch

„Der
praktisch
Jahr 19
Ansichts
postkart

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004